Morgen

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet und herausgegeben von Werner Sombart: Kulturphilosophie / Richard Strauß: Musik / Georg Brandes: Literatur / Richard Muther: Kunst / Hugo von Hofmannsthal: Lyrik

Nummer 13 — Abonnement vierteljährlich 6 Mark, Preis der einzelnen Nummer 50 Pfg. — 6. September 1907

An Herrn Professor W. Sombart.

Verehrter Herr Professor!

Verzeihen Sie, daß ich öffentlich an Sie schreibe! Ein Mann wie Sie, der das Urteil der Masse und auch der gebildeten Masse für gleichgültig ansieht, weil er als Individualist leben, blühen und sterben will, ungestört vom Hauche der Rücksichten, ein solcher Mann kann zwar selber für die Oeffentlichkeit schreiben, wie ein Maler für die Oeffentlichkeit malt, indem er im Grunde nur seine eigene Seele entlastet, aber er kann nicht wollen, daß man öffentlich mit ihm debattiert, denn schon das ist ein Kämpfen um das Wohlwollen derer, die dem Kampfe als Unparteiische beiwohnen. Aber nachdem Sie einmal unter die Herausgeber von Wochenschriften gegangen sind, werden Sie es nicht ganz ablehnen können, daß wir anderen Sie als einen Bearbeiter der öffentlichen Meinung empfinden. Sie arbeiten mit Fleiß und Geist daran, die Menschen unpolitisch zu machen. Zugegeben, daß es Ihnen persönlich gleichgültig ist, ob dieser Erfolg eintritt oder nicht, zugegeben, daß Sie im Grunde nur ein Privatbekenntnis ablegen wollen — die übrige Welt sagt, daß Sie uns Berufspolitikern den Fehdebrief zugesendet haben. Ich nehme an, daß Sie ihn nicht gerade mir zugesendet haben, und daß einiges, was Sie vom Berufspolitiker sagen, mich persönlich weniger trifft. Deshalb bin ich frei von aller kleinen Empfindlichkeit, wie sie sich leicht sonst bei denen einstellt, deren Fachtätigkeit als eine im ganzen minderwertige gekennzeichnet wird. Ich gebe vielmehr von vornherein zu, daß es Berufspolitiker gibt, die dem von Ihnen entworfenen Bilde entsprechen. Was ich aber bestreite, ist, daß der Beruf als solcher so aussieht, wie Sie es sagen. Dabei übergehe ich dieses Mal alles das, was Sie über Wert oder Unwert politischen Tuns im allgemeinen schreiben. Das ist ein langes Kapitel, und Sie haben auch die Reihe Ihrer Artikel noch nicht beendet. Es ist also bloß Ihr Aufsatz in Nr. 7: „Die Politik als Beruf", mit dem ich mich befasse.

Es gab eine Zeit, in der wir anderen es für möglich halten konnten, Sie selbst, verehrter Freund und Gegner, würden einmal Berufspolitiker werden. Das war damals, als Sie Ihre Arbeiten über den Sozialismus schrieben. Damals war Ihnen der Trieb, an der Umgestaltung des Staates mitzuarbeiten, nicht so fremd wie heute. Der Rhythmus derer, die den Staat jung hämmern wollen, hatte Sie ein Stück weit mit fortgerissen. Oder war es bei Ihnen etwa nur volkswirtschaftliches Fachinteresse oder ästhetische Freude an der proletarischen Bewegung, was Sie der Oeffentlichkeit als Halbsozialisten erscheinen ließ? Auch eine Arbeit wie Ihre neueste Untersuchung über die Arbeiterbewegung in den Vereinigten Staaten von Nordamerika ist meines Erachtens noch eine Nachwirkung dieser fast politischen Periode Ihres Daseins. Ein Mann, der nie vom politischen Triebe erfaßt war, schreibt so etwas nicht, weil er es nicht sieht. Es ist also Ihre heutige Ablehnung des Berufspolitikers, wie

mir scheint, nicht nur ein theoretisches Bekenntnis, sondern eine sehr praktische Aussage etwa des Inhaltes: ich war nahe daran, ein solcher zu werden, aber als ich sehr nahe daran war, habe ich einen Schrecken bekommen vor der Oedigkeit des Handwerks Politik und bin andere Wege gegangen! Ich vergleiche Sie deshalb mit einem Antitheologen wie David Strauß. Er wäre nie der Antitheolog geworden, wenn er nicht vorher ein Theolog hätte werden wollen. Und weil ich Ihren Aufsatz mit diesen Hintergedanken lese, finde ich in ihm unausgesprochen etwas, was für den Berufspolitiker spricht: eine gewisse unterdrückte Stimmung von ehemals.

Diese persönliche Erklärung Ihrer jetzigen Auffassung würde ich nicht vorzutragen wagen, wenn Sie nicht selbst der psychologischen Methode jetzt und sonst ein breites Feld einzuräumen bereit wären. Da Sie aber, ähnlich wie Nietzsche, dem geheimen Räderwerk der entstehenden Theorien Ihre Aufmerksamkeit schenken, können Sie es nicht als indiskret aufnehmen, wenn auch Sie nach dieser Methode gelegentlich beurteilt werden, zumal wenn es von jemandem geschieht, der fast genau vor derselben Frage gestanden hat. Auch ich habe mir zu überlegen gehabt, ob ich berufsmäßig Politik treiben will oder nicht, und der Unterschied ist nur der, daß ich gesagt habe: obwohl ich die Handwerksschwierigkeiten dieses Berufes kenne, will ich in ihm leben und sterben! Ich denke gar nicht daran, diesen Beruf für schattenfrei zu erklären, behaupte aber, daß er nicht schlechter ist als irgend ein anderer Beruf großen Stiles, und daß er seine ihm eigenen moralischen und ästhetischen Vorzüge hat.

Gehen wir also Ihrer Darstellung nach! Die erste Aufgabe des Berufspolitikers ist die Agitation, „eins der peinlichsten und undankbarsten Geschäfte, bei dessen Betrieb der, der es ausübt, leicht an Leib und Seele Schaden leiden kann". Gewiß, alles das kommt vor! Aber peinlich und undankbar ist unter Umständen einmal jede Arbeit, auch die des Offiziers oder des Gelehrten, und die Höhe der Gefahren, sowohl der seelischen wie der leiblichen, ist für manche Leute eine Erhöhung des Lebenswertes. Es ist wahr, daß Agitation ein menschenfressendes Gewerbe ist. Man muß sie mit Maß und Selbstzucht betreiben, wenn man in ihr nicht untergehen soll. Ein Mensch, der nur agitiert und nie studiert, der immer nur ausgibt und nie sammelt, der vor lauter Agitation keine innere und äußere Heimat mehr hat, ist verloren. Aber wo steht denn geschrieben, daß es einer so machen muß? Noch heute wird in Deutschland der allergrößte Teil aller Agitation von Leuten geleistet, die mehr sind als nur Agitatoren, und es sieht auch so aus, als sollte es so bleiben, denn die Bevölkerung verlangt gar nicht nach den Menschen, die nichts sind als Redemaschinen. Jeder Parteiapparat braucht einige Leute, die ihn berufsmäßig bedienen. Wie klein aber ist im ganzen die Zahl dieser Leute, und auch sie haben meist in Friedenszeiten ruhige verwaltende oder journalistische Tätigkeiten! Wie klein ist bei uns überhaupt die Zahl derer, die im Sinne Ihres Artikels nichts sind als Berufspolitiker! Sehen Sie doch das Verzeichnis der Abgeordneten an, das Verzeichnis der Parteiausschüsse aller Parteien! Es ist nicht so, daß diejenigen, die nicht mit Haut und Haaren sich der Politik verschrieben haben, in der Politik nichts bedeuten! Oft ist gerade der Berufspolitiker nur der Angestellte von Leuten, die die eigentliche Politik machen. Der bloße Agitator ist keine typische Form des deutschen politischen Lebens.

Und dann: wie anders sieht die Agitation oft in Wirklichkeit aus, als es nach Ihrer Beschreibung scheinen muß! Ich darf in diesem Falle aus Erfahrung reden, nicht nur weil ich selbst viel agitiert habe, sondern auch weil ich die Agitation fast aller deutschen Parteien in der Praxis kennen gelernt habe. Diese „unheimliche und widerwärtige Kunst" hat einen großen und sehr realen Zauber in sich. Sie führt zu einer praktischen Kenntnis des Volkslebens wie kaum ein anderer Beruf. Man darf sich doch wahrhaftig das Agitieren nicht so

vorstellen wie die Tätigkeit eines Mannes, der mit einer laterna magica herumreist und überall dieselbe Ansprache ableiert. Gewiß, wir Agitatoren müssen uns wiederholen, in Wahlzeiten sogar sehr oft wiederholen, so oft, daß es uns davor graut. Welcher andere Beruf aber ist frei von Wiederholungen mechanisch gewordener Leistungen? Trotz der Wiederholung aber hat fast jede Versammlung ihren eigenen Charakter. Wenn man mich heute fragt, wie es in diesem oder jenem Dorfe am Neckar oder in Holstein ist, so weiß ich es noch, obwohl sich inzwischen vieles andere durch mein Gehirn geschoben hat, weil es mir wertvoll war, dort über dieses und jenes befragt zu werden oder diese oder jene charakteristische Person von Freund oder Feind kennen zu lernen. Eine Versammlung, von der der Redner selbst gar nichts mit heimträgt, ist selten. Ich möchte mein Agitieren nie aus meinem Leben streichen, und ich kenne genug Leute von seelischem Gehalt, die ebenso denken. Was aber die Roheit der Agitationsformen anbelangt, so bin ich fern, sie zu leugnen. Es gibt geistig arme Menschen, die sich beim Agitieren nicht anders helfen können, als indem sie schimpfen. Uebrigens wird in der Presse mehr verletzt und geschimpft als in Versammlungen, weil, abgesehen von einigen Großstädten, das Volk die Politik mit Ernst auffaßt und gar keine Schimpfereien hören mag. Die letzten Tage vor der Wahl sind allerdings überall etwas derb, aber — Sie würden der letzte sein, der daran nicht auch seine derbe Mitfreude haben könnte! Dieses Pulsieren des Blutes vor der Entscheidung ist Leben. Es gehört nicht zur polierten Aesthetik, aber es kann recht nett sein.

Und daß wir Agitatoren mit „Schlagworten“ arbeiten müssen, ist natürlich wahr. Ich halte Ihre Darstellung dieser Notwendigkeit im ganzen für richtig. Wir müssen in einer Stunde über alle Hauptgebiete der Politik sprechen. Das geht nicht, ohne daß man kurz und knapp redet, zu kurz, um alles einzelne zu beachten. Wir gleichen den Zeichnern, die eine große und verworrene Landschaft mit wenigen Strichen auf ein Blatt Papier bringen sollen. Dabei kommt stets etwas zu kurz, aber eine Kunst ist es doch. Das Reden über schwere Dinge vor Wählerversammlungen ist eine Aufgabe, die ebenso ihre artistische Eigenheit hat wie die wissenschaftliche Arbeit, nur daß hier der Kern der Leistung in einer auf die Spitze getriebenen Knappheit oder Generalisierung liegt. Ob man das Demagogie nennen soll? Dann ist auch jeder Freskomaler Demagog. Sie haben, verehrter Herr Professor, es nicht so oft wie ich erleben können, wie die Agitatoren an ihren Worten arbeiten! Ich spreche jetzt nicht von mir, da ich ja auch sonst literarische Arbeiten leiste, sondern von denen, die sich in den Betrieb der Politik in Wahlzeiten einstellen. Morgens sitzt man im Agitationszentrum beim Kaffee und spricht darüber, welche Formel man für dieses oder jenes gefunden hat. Oft erinnern diese Gespräche direkt an Präzisionsmechanik. Es kommt auf den Millimeter an. Mit Leuten, die sich nicht nach dem Maße ihrer Begabung ihre eigene Sprache zu schaffen vermögen, ist politisch überhaupt nichts anzufangen, denn sie können vielleicht eine Rede nachsagen, sind aber in der Debatte verloren. Die Debatte ist die starke Probe allen Könnens auf diesem Gebiet. Was man da Schlagfertigkeit nennt, ist Kunst und Arbeit zugleich. Einer kann es, ein anderer lernt's nie, aber so öde und tot, wie Sie es sich vorstellen, ist es wahrhaftig nicht, denn — die Gegner sind im allgemeinen auch keine Dummköpfe.

Sie schreiben: „Man geht immer lazer mit der Wahrheit, immer lazer mit der Ehre des Gegners um, und man nimmt immer mehr die Manieren eines Rüpels und eines Rowdys an — begreiflicherweise dort um so rascher und nachhaltiger, wo man mit den niedrigsten Schichten des Volkes zu tun hat.“ Auch das ist meines Erachtens ohne genügende Sachkenntnis gesprochen. Es gibt bei uns in verschiedenen Parteien eine Richtung, deren bekannteste Vertreter in der Sozialdemokratie Mehring und im Zentrum Erzberger sind,

die aus überlegter Taktik eine ungebildete Sprache sprechen, die das pflegen, was in der Sozialdemokratie Sauherdenton heißt. Wer aber sind die Vertreter dieser Taktik? Fast durchweg studierte Leute, die im Privatverkehr sich sehr anständig zu benehmen wissen. Der Mann aus der niedersten Schicht ist auch gelegentlich roh und brutal im Ausdruck (wie sollte es anders sein können?), aber er vertritt im allgemeinen nicht diese Art der Roheit aus Grundsatz und lehnt sie ab, wenn sie zu aufdringlich an ihn herankommt. Die Redaktionen der Blätter sind oft viel ungebildeter im Ton, als es für sie nötig wäre. Und hat denn etwa bei uns bisher der Erfolg für diese Taktik der Roheiten gesprochen? Keineswegs. Daß im Durchschnitt unsere politische Sprache wilder wird, bestreite ich und würde bereit sein, aus alten Reden dieses aufzuzeigen. Ich habe zu diesem Zweck in meinem Buch „Demokratie und Kaisertum" ein Stück aus dem alten „Hessischen Landboten" abgedruckt. Wer kann heute noch so reden, selbst wenn er nicht polizeilich überwacht ist?

Was aber die „Wahrheit" betrifft, so berührt es mich eigen, wenn Sie die Verminderung des Wahrheitssinns mit dem Blick auf die niedrigsten Volksschichten hervorheben. Sind etwa die Menschen oben grundsätzlich wahrhaftiger? Ich nehme nicht an, daß Sie mit Nietzsche den Wahrheitssinn an sich für eine plebejische Eigenschaft halten, denn dazu ist er bei Ihnen selbst viel zu stark, aber daß Sie ihn für ein Privileg der Aristokraten ansehen, würde ich noch weniger begreifen. Die Volksmasse verlangt von ihren Agitatoren Wahrheit. Ob sie immer Wahrheit bekommt, ist eine andere Frage, aber es liegt dann nicht an der Masse, sondern teils an der Begrenztheit des Wahrheitserkennens der Agitatoren, teils aber und noch viel mehr daran, daß in allen politischen Dingen der Begriff Wahrheit überhaupt ein sehr fließender ist. Was dem einen seine Uhl ist, ist dem andern seine Nachtigall. Dem einen ist die Gleichheit aller Menschen Wahrheit und dem anderen ist sie Unsinn. Einer hält den Satz „Zölle trägt das Ausland" für Wahrheit und der andere für ganzen oder halben Schwindel. Man soll in diesen Dingen vorsichtig sein mit dem Vorwurf, daß die Agitatoren lügen. Es wird wenig eigentlich gelogen in der deutschen Art der Agitation, es wird aber natürlich und von allen Seiten tendenziös dargestellt. Jeder empfiehlt seine Sache. Das mag an sich etwas Niedriges sein, aber es ist nichts Schlimmeres als das, was in allem Handel und Geschäft zur Tagespraxis gehört. Die eigentliche Lüge ist, rein technisch betrachtet, nicht empfehlenswert, da sie zur Waffe in der Hand des Gegners zu werden pflegt. Nun wird sich aber auch vor denjenigen Entstellungen und Wahrheitsverschiebungen, die ich als tendenziöse Darstellung bezeichne, der besseren Redner leichter bewahren können als der schlechtere, da er die absichtlichen Uebertreibungen nicht braucht. So urteilslos, wie es nach Ihren Worten scheint, sind unsere Volksversammlungen nicht. Vielleicht halten Sie zwar auch das schon für Demagogie, daß ich die Volksversammlungen in Schutz nehme, aber selbst an dem Tage, wo ich aufhören werde zu reden, und wo ich von keiner Versammlung mehr etwas wollen werde, werde ich voraussichtlich nichts anderes sagen können. Ich kenne das Gebrause und Getöse, kenne die Hunderte von Köpfen und Augen, weiß, wie Versammlungen wogen wie Kornfelder im Winde, und ich weiß, daß für den Erfolg auf die Dauer nicht das Beiwerk entscheidet, sondern die nüchterne Willensrichtung: Das und das wollen wir! Auch dort, wo ich abgelehnt wurde, und vielleicht gerade dort, habe ich gefühlt, daß der Wille tiefer liegt als ein Versammlungsrauschen. Es gehört deshalb gar nicht zum Selbstinteresse politischer Richtungen, sich mit übermäßigem Nebenwerk zu behängen. Man kann viel wahrhaftiger bleiben, als der Fernerstehende es für möglich hält, man soll es! Unser Beruf steht unter ähnlichem sittlichen Vorurteil wie früher und teilweis auch jetzt noch die Kunst, daß sie die Sitten der Menschen verschlechtere, aber es gibt gerade in diesem Beruf sehr viel Veranlassung, sich als festen Menschen zu beweisen. Den Begriff Tapferkeit gibt

es noch. Einige machen aus Tapferkeit Dreistigkeit, aber um dieser willen den Beruf in die sittliche Unterwelt zu werfen, ist falsch, ja fast möchte ich sagen: ist agitatorisch!

Das alles würde nun aber Ihren Gedankengang nicht widerlegen, falls die Grundthese richtig ist, daß Politik sachlich keinen Wert hat, denn was uns Berufspolitiker aufrecht erhält in einer harten und, was ich gar nicht bestreite, von vielen Enttäuschungen durchsetzten opfervollen Arbeit, ist der Glaube, daß die Bearbeitung des Staates ein allgemeines Interesse ersten Grades ist. Ohne diesen Glauben werden nur noch Charlatane und kleine Streber in der Politik es aushalten können. Wer, wie Sie, die Politik als eine der Illusionen der Menschheit betrachtet, wird natürlich auch den Politiker im besten Falle für einen leidlich guten Menschen mit schlecht inventarisiertem Gehirn gelten lassen. Ehe wir aber darüber sprechen können, müssen Sie die Fülle ihrer Antipolitik fertig vor uns ausgeschüttet haben. Bis dahin verbleibe ich bei aller Gegnerschaft gegen die von Ihnen ausgehende unpolitische Lebensstimmung dennoch im übrigen

in alter Verehrung

Ihr sehr ergebener

Friedrich Naumann.

Norderney.

„... In seinen vier Wänden kann man sichs ja gestehen: mein großer Amtsvorgänger hatte dort mehr Glück als unser Einer. Worans liegen mag, wissen die Götter. Ein Grund allein kanns nicht sein. So einfach liegen die Dinge nie. Und schließlich wars doch auch meine Ueberzeugung, wenn ich schon hundertmal bekannte, daß ich für die mittlere Linie schwärme. Merkwürdig; noch Keiner hat Etwas an dem Bild monirt, vielleicht, weils an die Gossenweisheit erinnert, daß die Wahrheit in der Mitte liege. Schläfst Du, Suleika? Politik und Wahrheit: das giebt keinen reinen Reim. Eher ginge schon das Bild vom Parallelogramm der Kräfte, schon weils richtig ist. Unangenehm wäre nur, wenn es unbequeme Frager und Fragen riefe. Pah! seit ich Kanzler bin, stand mein Korn noch nicht auf so langen Halmen. Ists nicht viel in diesem naßkalten Sommer? (Wozu man sich jetzt an die Nordsee setzt, mir selbst ein Rätsel.) Eine Bilanz von ähnlicher Frisur habe ich noch nie auf den Tisch des Wallothauses gelegt. Wie ich mich sehne! Der November muß mich um zehn Jahre verjüngen. Wenn Sie, meine Herren, des Reiches Lage im vorigen und vorvorigen Jahre mit der von heute vergleichen und an Ihrem geistigen Auge — lügt man im Deutschen Reichstag, wenn man höflich ist? — noch einmal die Ereignisse der letzten Zeit vorüberziehen lassen, so werden Sie den Fortschritt nicht zu verkennen vermögen, der die Bemühungen der kaiserlichen Regierung so glänzend gerechtfertigt hat. Selbstüberhebung, meine Herrn, ist mir fremd, und ein Kleber bin ich auch nicht; aber die Thatsachen allein reden zu lassen, wäre vielleicht mehr unklug als bescheiden. Und Sie haben das Recht vom (allein? Lieber nicht; nur nicht an der verkehrten Stelle unterstreichen) verantwortlichen Leiter der deutschen Politik die Vorlegung eines Situationsplanes zu fordern. Wohin Sie heute sehn: überall sind unsere Interessen anerkannt, und mit allen Mächten leben wir in guten, ich darf mit Genugthuung versichern: in herzlichen Beziehungen. Dank der festen, immer maßvollen Haltung der Regierung, die sich weder durch die Uebertreibungen der deutschen, noch durch die nicht immer sachliche Haltung der fremdländischen Presse in der zielbewußten Verfolgung ihrer Wege und Absichten beirren ließ. Wenn Sie sich in den letzten November zurückversetzen wollen, so werden Sie sich erinnern, daß ich einen Grund zur Nervosität zwar nicht zugeben konnte, daß ich aber doch pflichtgemäß einige ernst mahnende Worte an das Ausland gerichtet hatte. „Eine Politik," sagte ich damals, „die darauf ausginge, Deutschland einzukreisen, einen Kreis von Mächten um Deutschland zu bilden, um es zu isoliren und lahm zu legen, wäre eine für den europäi-

schen Frieden bedenkliche Politik. Eine solche Ringbildung ist nicht mögich ohne Ausübung eines gewissen Druckes. Druck erzeugt Gegendruck, und aus Druck und Gegendruck können schließlich Explosionen hervorgehen." Und noch im Frühjahr war nicht Alles, wie man es im Interesse einer gedeihlichen Entwicklung wünschen mußte. Das hat sich geändert. Von Einkreisung ist nicht mehr die Rede. Unsere Beziehungen zu allen Mächten sind die denkbar besten. Mit Rußland leben wir seit langem in traditioneller Freundschaft, und die Zusammenkunft von Swinemünde hätte die Bande, die uns mit Rußland verbinden, gewiß noch enger geknüpft, wenn dies überhaupt möglich wäre. Der Herr Abgeordnete Bassermann, mein verehrter Freund, hat nun freilich gemeint, diese persönlichen Monarchenbegegnungen würden heutzutage sehr überschätzt, die Politik hänge viel mehr von den realen Bedürfnissen und wirtschaftlichen Interessen der Völker ab. Meine Herren, ich bin, was das letztere anbelangt, ganz der Ansicht des verehrten Herrn Vorredners, und ich habe, seit ich auf diesem Posten stehe, für diese Auffassung der Politik gekämpft. Haben Sie je von einem Kanzler so oft das Wort „Realpolitik" gehört wie von mir? Ich möchte aber trotzdem die Bitte an Sie richten: unterschätzen Sie den Werth solcher persönlichen Aussprachen nicht. Manches kann in ihnen gestreift werden, was sich schriftlich nur sehr schwer diskutiren ließe. Eine wesentliche Garantie des Friedens erblicken wir in dem englisch-russischen Abkommen, und wir haben es als solche mit aufrichtiger Freude begrüßt. Unsere Beziehungen zu Großbritannien haben eine erfreuliche Besserung erfahren, die Zeiten der gegenseitigen Verstimmung sind vorüber. Man darf hoffen, daß die Mißverständnisse, unter denen sie litten, nicht mehr wiederkehren. Seine Majestät, der König von England, hat unsern Kaiser in Wilhelmshöhe besucht, und es wurden dort, wie Sie seiner Zeit ja wohl aus den Blättern ersehen haben, alle zwischen England und Deutschland schwebenden Fragen erörtert und in durchaus cordialem Einvernehmen erledigt. Eine wesentliche Besserung der Gesammtsituation wurde damit erreicht; und eine Rückkehr zum Normalen. Denn wer die Dinge mit dem kühlen Auge des Staatsmannes überprüft, kommt nothwendig zu dem Resultat, daß ein politischer Interessenstreit zwischen Großbritannien und Deutschland nirgends besteht. An keinem Punkt der Erde giebt es Verhältnisse, die zur Regelung nach der ultima ratio regis riefen, so oft unverantwortliche Schreier sich auch Lärmepisteln übers Wasser sandten. Fast noch besser stehen wir momentan mit Frankreich. Die Detente macht die erfreulichsten Fortschritte, bessere, zu unserm lebhaften Bedauern, als die Pacifikationsarbeit in Marokko. Es wäre dringend zu wünschen, daß in diesem fortdauernd gährenden Lande die Schaffung ruhiger und gesicherter Zustände sich verwirklichen ließe. Meine Herren, nun hat Einer der Herren Vorredner unsere Haltung bei Beginn der neuen Marokkowirren getadelt und hat gemeint, wir hätten aus der Situation mehr Nutzen ziehen können. Es giebt, meine Herren, auch andere als nur materielle Erfolge in der Politik, und ich darf mit Genugthuung konstatieren, daß unsere Haltung überall verstanden und gewürdigt worden ist. Haben wir denn nicht Alles, was wir wollten? Sind die Gründe, die vor zwei Jahren die Gemüter beunruhigten und Gewölk am politischen Himmel zusammentrieben, nicht verschwunden? Man hat behauptet, wir gönnten Frankreich keinen Machtzuwachs. Die Behauptung ist, wie nun jeder sieht und, wenn er ehrlich ist, auch zugiebt, aus der Luft gegriffen. Wogegen wir damals Einspruch erhoben, war die Art, in der über Dinge und Verhältnisse entschieden wurde, an denen wir Interessen hatten, ohne uns zu fragen. Keine Großmacht konnte sich Aehnliches ohne Einbuße an Prestige gefallen lassen. Unsere Haltung Frankreich und Marokko gegenüber ist eine einzige Kette von Consequenz. Und Consequenz ist für eine erfolgreiche Politik ein wesentliches Element. (Friedrich Wilhelm? Oh, Herr Bebel, es haben sich auch Andere gemausert. Warum in die Ferne schweifen? Wenn Sie sich selber prüfen wollen . . .) In Marokko, meine Herren, geht nichts vor, was wir nicht mit aufrichtiger Billigung sehen könnten. Es liegt mir daran, dies auch von dieser Stelle aus vor der Oeffentlichkeit festzustellen. Und ich kann die Herren versichern, daß man gründlich auf dem Holzwege ist, wenn man wieder einmal behauptet hat, daß wir durch die persönlichen Willensäußerungen Seiner Majestät in Kiel, in Swinemünde und Wilhelmshöhe in der Freiheit unserer Entschließungen beein-

trächtigt worden seien. Davon kann nicht die Rede sein, und es ist doch sehr merkwürdig, daß dieselben Herren, die den König von England nicht laut genug loben können, jeden Schritt unseres Kaisers mit illoyalen, ja wohl, meine Herren, mit für einen Patrioten illoyalen Commentaren begleiten. Auch ich weiß die hohen Qualitäten Seiner Englischen Majestät zu schätzen, aber ich kann den Wunsch nicht unterdrücken: behandeln Sie die Handlungen unseres Kaisers mit demselben Wohlwollen, und viel Unzufriedenheit wird aus dem Lande verschwinden. Im Uebrigen ist mir wirklich nicht ganz klar, was wir im vergangenen August hätten thun sollen. Keiner der Herren hier hat verlangt, daß die Morde von Casablanka ungesühnt bleiben sollen. Und Frankreich vorschreiben, was ihm erlaubt, was nicht erlaubt sei, wäre, solange es sich innerhalb der Satzungen von Algeciras bewegte, lächerlich gewesen und hätte gerade zu der diplomatischen Vereinsamung geführt, die man bei uns mit so viel Leidenschaft und Uebertreibung in den letzten Zeiten diskutirt hat. Sollten wir vielleicht mobil machen? Oder unsere Flotte zum Schutze Marokkos nach der Atlasküste senden? Nur ein Narr, meine Herren, konnte auf solche Gedanken kommen. Ein Staatsmann muß sich immer der Verantwortlichkeit, die er hat, bewußt bleiben, und wird so leichtfertig nicht mit so ernsten Dingen spielen. „Mit der gewaltigen Maschine, hat Bismarck einmal gesagt, zu der wir das deutsche Heerwesen ausbilden, unternimmt man keinen Angriff. Wenn wir in Deutschland einen Krieg mit der vollen Wirkung unserer Nationalkraft führen wollen, so muß es ein Krieg sein, mit dem alle, die ihn mitmachen, alle, die ihm Opfer bringen, kurz und gut, mit dem die ganze Nation einverstanden ist, es muß ein Volkskrieg sein; es muß ein Krieg sein wie der von 1870. Dann wird das ganze Deutschland von der Memel bis zum Bodensee wie eine Pulvermine aufbrennen und von Gewehren starren, und es wird kein Feind wagen mit diesem furor teutonicus, der sich dem Angriff entwickelt, es aufzunehmen. Diese Ueberlegenheit dürfen wir uns nicht entgehen lassen, selbst wenn wir, was viele Militärs, nicht nur die unserigen, annehmen, jetzt unseren künftigen Gegnern überlegen sind". Haben Sie in unserem Volke etwas von dieser Stimmung bemerkt? Ich nicht. Was also hätten wir thun sollen? Unsere Interessen in Marokko sind gewahrt und ihre Unantastbarkeit ist durch die Algericasakte gewährleistet. Den Hans in allen Gassen zu spielen, das habe ich früher schon einmal gesagt, halte ich nicht für ein Gebot der Staatsklugheit. Sie können daraus ersehen, daß die Conferenzakte doch etwas mehr ist, als ein beschriebenes Stück Papier, wie blinder Fanatismus sie genannt hat. Und ob wir heute noch viel von Marokko sähen, wenn Algericas nicht gewesen wäre, ist doch immerhin die Frage. Und vielleicht finden Sie, wenn Sie die Vorgänge einmal von dieser Seite aus betrachten wollen, daß unsere Politik doch ganz leidlichen Erfolg gehabt hat. Im Uebrigen hat sich sonst nichts von Bedeutung seit Ihrem letzten Zusammensein verschoben. Nach wie vor bleibt der Dreibund die Basis unserer auswärtigen Politik, und ich freue mich, konstatieren zu können, daß er im Laufe der Jahre von seiner Festigkeit nichts verloren hat. Im Gegentheil. Er hat durch herzliche Aussprache meiner verehrten Herrn Collegen in Desio und auf dem Semmering eine wesentliche Festigung erfahren und er wird, wie bisher, eine Friedensbürgschaft von unschätzbarem Werthe bleiben. In Algeciras schrieb Herr Visconti-Venosta der Gräfin Tattenbach ins Album: Pax hominibus bonae voluntatis. Prägnanter und kürzer läßt sich Tendenz und Aufgabe des Dreibundes in der That nicht umschreiben. Es sind, wie Sie wissen, Versuche gemacht worden, auch diesen erfreulichen Vorkommnissen eine für uns ungünstige Seite abzugewinnen. Daß sie dem in die Verhältnisse Eingeweihten nur ein Lächeln abnöthigen, versteht sich von selbst. Die überall zu Tage getretenen, ehrlichen Bemühungen um die Stabilität des Friedens wird ohne günstige Einwirkung auf die wirthschaftliche Entwicklung der Völker nicht bleiben. Und an der Erreichung dieses hohen Zieles redlich nach dem Maß ihrer Kräfte mitgeholfen zu haben, sind wir uns bewußt. Daran weiter zu arbeiten, wird immer die oberste Richtschnur unseres Handelns bleiben. Das haben wir bei jeder Gelegenheit bewiesen; im Haag, wo, wie ich gerne auch an dieser weithin sichtbaren Stelle anerkennen möchte, sich unser Delegierter, Herr von Marschall, mit hervorragendem Geschick der großen Aufgabe gewidmet, sich die ungetheilte Anerkennung

seiner Collegen erworben hat; und auf der anderen Seite in allen Dingen der praktischen Politik. Das Urtheil, ob wir mit diesem zielbewußten Festhalten an dem bisherigen maßvollen, doch bestimmten Gang unserer internationalen Geschäfte zum Nutzen des Vaterlandes gewirkt haben, überlasse ich getrost, meine Herren, Ihrer Einsicht. Und wenn es, wie ich nach den skizzierten Unterlagen, die ich mit ein paar Worten Ihnen zu geben bemüht war, hoffen darf, günstig lauten sollte, so wollen Sie, bitte, nicht vergessen, daß die erzielte Besserung der allgemeinen Situation nie ohne die kluge und thatkräftige Unterstützung Seiner Majestät des Kaisers erzielt worden wäre, dessen aufrichtige, wennschon lange verkannte Friedensliebe . . .

Knurre nicht, Pudel! Zu den heiligen Tönen, Die jetzt meine ganze Seel' umfassen, will der tierische Laut nicht passen. Das kannst Du den Rothen um Bebel überlassen. Ein Segen übrigens, daß ich die Schwarzen wenigstens in der Tasche habe. Und daß Alles so glänzend geht, seit Phili weg ist. Diesmal riecht keiner die Politur. Und die Ueberreichung eines Lorbeerkranzes ist nicht geschäftsordnungswidrig. Zum Glück. Bassermann wird die Sache schon machen. Selbst die Niedertracht dieses Wetters soll mir die goldne Heiterkeit nun nicht rauben. Und mein Erbe: sehe jeder, wie ers treibe, sehe jeder, wo er bleibe, und wer steht, daß er nicht falle. Andres war mir in diesen 10 Jahren auch nicht beschieden.

Karl Schnitzler.

Englische Heerführer in Zukunftskriegen.

Von C. v. Bredow, Generalmajor z. D.

Im Haag ertönen Friedensschalmeien. England vertritt unter der Maske des Abrüstungsvorschlags Beuterecht und Handelsfreiheit der Neutralen. John Bull ist ein guter Geschäftsmann.

Es ist was Schönes um Flankenstellungen — d. h. strategische. Die taktischen haben stets Schwächen — und so gut wie Daun bei Colin vor nunmehr 150 Jahren geht's selten. Das Wort des großen Königs: „Wenn ich König von Frankreich wäre, so sollte kein Schuß in Europa fallen ohne meinen Willen", bekräftigt das. Mächtig erwächst im Osten ein neuer Machtfaktor: Japan. Der begehrte Bundesgenosse Englands, Frankreichs guter Kamerad. Neben seiner nationalen Volkskraft, Lebensenergie und Produktivität wurzelt sein Leistungswert in seiner strategischen Flankenstellung zu Ostasien.

Im Okzident ist ein gleicher — wohl noch größerer Machtfaktor: Deutschlands Heer. Deutschlands zentrale Lage ist aber die Schwäche seiner strategischen Position. Ringsherum Feinde oder zweifelhafte Bundesgenossen.

Mr. Haldanes Armeereform beabsichtigt nichts anderes, als die englische Armee zum Offensivkampfe auf europäischem Kriegstheater zu befähigen. Natürlich an der Seite eines starken Mitkämpfers — der nur Frankreich sein kann. Diese Schlußfolgerungen ergeben sich von selbst, ein Zweifel ist ausgeschlossen — auch die gastronomischen Journalistenverbrüderungen ändern darin nichts, so willkommen solche Bestrebungen auch sein mögen. Sechs mobile Felddivisionen und 14 Territorialdivisionen will England aufstellen, daneben die Miliz als Reserve zur Auffüllung der ersteren. Für die Feldarmee werden die für einen Offensivkrieg benötigten Trains im Frieden aufgestellt. Bislang nicht geschehen — und in diesem Umstand liegt der Ausdruck der Offensive, d. h. der strategischen. Ob bei Antwerpen, oder an Hollands Grenze — ob . . . Doch: sei es, wo es sei.

Den englischen Generälen fehlt in ihren Führerqualitäten ein wichtiges Erziehungsmoment: große europäische Kriegsvorbildung ... Führung größerer Verbände im freien Gelände. Ersteres möge ihnen noch lange vorenthalten werden, letzterer Umstand wird bleiben, er resultiert aus kulturellen Verhältnissen. Wie sehr die Manöver dadurch eingeengt werden, erwies sich im letzten Jahre bei dem Aldershot-Armeekorps, wo der Stellungskrieg durch das räumlich eingeengte Gelände in den Vordergrund trat, Portsmouth mit seiner Besatzung von 8000 Mann einfach ausgeschaltet wurde.

Es ist eine scharfe Dissonanz, die in die Haager Friedenskonferenz hineinklingt: die Bewilligung von Haldanes Reformorganisation der auxiliary forces — den Cadres zu jenen 14 Territorialdivisionen. Denn sie bilden nur das Gegenstück zur offensiv gedachten Feldarmee. Und wie ernst es den Engländern damit ist, ihren Truppen eine kriegsgemäßere Ausbildung zu geben, wie bisher, erhellt daraus, daß unter General Scobell zurzeit Manöver der Kavalleriedivision im schottischen Berggelände stattfinden. Daran schließen sich Manöver von 12 000 Mann der auxiliary forces — volunteers und yoemanry — im Süden Englands.

Als Oberführer bei kommenden Kriegsereignissen ist Generalleutnant Sir John French anzusehen, zurzeit noch Kommandeur des Aldershot-Kommandos, vom 1. Okt. d. J. ab Generalinspekteur der englischen Armee. Bei der Marine eingetreten, 1874 zur Kavallerie versetzt. Seine geschickte Führung der Kavallerie im Burenkriege ist noch in aller Erinnerung. Er war es, der Cronje den Weg verlegte und wesentlich zum Ersatz Kimberleys beitrug. Er spricht Deutsch, wohnte 1902 den Kaisermanövern bei und gilt als guter Kenner der deutschen Armee und deutscher Verhältnisse. Unbedingt ein tüchtiger General, voller Ruhe und Entschlußkraft, frisch und elastisch, auch ein Vertreter rücksichtsloser Offensive, der großes Vertrauen in der Armee genießt. Die Eigenschaften, welche General French im vorigen Jahr bei Leitung der Manöver des Aldershot-Armeekorps betätigte, waren andererseits doch geeignet, die hohe Meinung, welche man hier auf dem Kontinent von ihm als Führer hat, zu beeinträchtigen, was freilich dem keinen Abbruch tut, daß General French ein äußerst energischer, zielbewußter Mann ist, der alles, was er einmal begonnen hat, auch zu Ende führt. Unter anderem äußerte er, daß in Deutschland die Divisions-Kommandeure eigentlich nur im Kaisermanöver zur selbständigen Führung ihrer Division gelangten. Er übersah dabei, daß fast bei jedem Armeekorps in Deutschland alljährlich Korpsmanöver stattfinden. Er selbst aber bevormundete seine Führer noch in ganz anderer Weise. Er vereinigte in seiner Person Leitung und Parteiführer, somit den kriegsmäßigen Verlauf jeder Uebung hemmend und zerstörend. Auf seinen Uebungen lastete der Fluch der Stellungstaktik. Als veraltet fiel besonders das Aufmarschieren in engen Formationen beim Zusammentreffen, ohne zum Angriff zu schreiten, auf.

Als Chef des Stabes der Armee ist Generalmajor Sir W. Nicholson in Aussicht genommen. Er ist zurzeit noch Abteilungschef im Generalstab und vom 1. Oktober ab Chef des Großen Generalstabes. Ein hochbefähigter, begabter Offizier, der sich als Generalstabsoffizier auch in schweren Lagen bewährt hat. Ein Mann von großer Energie und seltener körperlicher Frische und Leistungsfähigkeit. Man sieht in ihm einen zweiten

Kitchener und hofft und erhofft von General French und diesem Chef ein glückliches Zusammenwirken wie das Blüchers und Gneisenaus.

Zum Führer der Kavalleriedivision ist Generalmajor H. D. Scobell bestimmt. Eine jugendliche Erscheinung. Er ist Offizier seit 1879, frisch, unternehmend, von raschem Entschluß. Vertreter der Attacke. Im Burenkriege kommandierte er die 5. Ulanen, später die 2. Dragoner. Zurzeit leitet er die Kavalleriemanöver in Schottland. Generalmajor J. M. Grierson (1. Inf.-Div.), Offizier seit 1877, Generalmajor seit 1904. Er nahm 1882—85 am Mahdi-Feldzug teil, 1888 an Indiens Nordwestgrenze und ist hier noch in guter Erinnerung, wo er 1896—1900 Attaché bei der englischen Botschaft war. Sodann dem Oberkommando in Südwest-Afrika zugeteilt, trat er später zum Stabe des Grafen Waldersee in China. Ein fleißiger Arbeiter, Freund des Königs, doch weniger Zutrauen in der Armee genießend. Seine Leistungen im Manöver 1904 fielen nicht besonders günstig auf.

Generalmajor Sir Bruce M. Hamilton (2. Inf.-Div.), Offizier seit 1877. 1879—1880 Afghanischer Feldzug. 1881 Burenkrieg, 1895 Ashanti-Feldzug, 1900 Burenkrieg im Stabe der 2. Division. Ein fähiger Offizier und guter Führer. Er ist nicht zu verwechseln mit Sir Tom Hamilton, der seit 1873 Offizier und jetzt Kommandeur des Südkommandos ist. Er wird im Kriegsfall voraussichtlich besondere Verwendung finden. Nahm teil am Burenfeldzug 1881 und 1899—1901, zeitweilig als Führer der berittenen Infanteriedivision. Im russisch-japanischen Kriege befand er sich als Attaché auf japanischer Seite. Sein Buch über diesen Krieg ist nicht frei von einer gewissen Selbstüberhebung und hat seinerzeit in Japan Mißstimmung erregt.

Generalmajor W. E. Franklyn (3. Inf.-Div.) ist bisher nicht besonders hervorgetreten. Er befand sich lange Zeit im Kriegsministerium und hat den Ruf eines fleißigen, stillen Arbeiters.

Als sehr tüchtiger, fähiger Offizier, jung, frisch und voller Initiative gilt der Führer der 4. Division, Generalmajor E. Belfield, bisher Kommandeur der 4. Brigade.

Der Kommandeur der 5. Division L. E. Branley ist wenig bekannt.

Generalmajor S. W. Parsons (6. Inf.-Div.) war ursprünglich Artillerist, nahm am Burenkrieg 1899—1900 teil und war dann General-Inspekteur der Kavallerie in Indien, ein junger, frischer, sehr intelligenter Offizier.

Das sind die Männer, auf denen Englands Zukunftshoffnung ruht. Sie haben jedenfalls den Vorzug der napoléonischen Generäle — den der Jugend. Man kann aber diesen kleinen Kreis nicht schließen, ohne hinzuweisen auf den gewaltigen Organisator der englisch-indischen Armee: Lord Kitchener, der in nie rastender, zielbewußter Arbeit Indiens Armee zusammengeschweißt zu einem scharfen Schwert, das auch zu offensiver Tätigkeit außerhalb Indiens geeignet ist.

Lord Methuen leitete zwar im vorigen Jahre noch die Manöver des Ostkommandos bei Brighton-Lewis—Newhaven vom 4.—31. August. Seine Verwendung wird sich aber voraussichtlich nur bei den territorialen Truppen im Innern des Landes vollziehen.

Im Haag erklingen die Friedensschalmeien. Sie wurden schon einmal zur Kriegstrommete ....

Bemerkung über Goethe.

Von Georg Simmel.

Es ist die allgemeine Meinung, daß Goethe ein großer Vergesser war: mit dem Vergangenen abgefunden, ruhig alle Schwierigkeiten abstreifend, zu denen die Konsequenzen unserer Taten werden, alles Nachrückwärtssehen, Nachrückwärtsempfinden vermeidend, sobald es den Blick und Schritt nach vorwärts hemmen wollte. Daß man ihn so von dem frei glaubt, was man gern die überflüssigen Schmerzen nennt — weil sie freilich für die Lebenszwecke der meisten Menschen nicht notwendig sind, — das ist wohl das wesentliche Ingrediens der Bewunderung einerseits, der moralischen Reserve andererseits, denen die „Lebenskunst" Goethes begegnet. Ich glaube, daß man damit in Goethe eine Oberflächlichkeit hineingedeutet hat, die vielmehr auf der Seite dieser Deutung zu suchen ist; daß ganz umgekehrt Goethe so tief und schwer an Vergangenheiten gelitten, die Folgen seines Tuns so bannend und lastend empfunden hat, wie es wenigen auferlegt ist. Durch seine Gedankenwelt geht dauernd das Motiv von den Geistern, die man nicht los wird, wenn man sie einmal gerufen hat; von dem Zweiten, bei dem wir Knechte sind, wenn uns auch das Erste freigestanden hat; von den Dämonen, die man „schwerlich los wird": „das geistig strenge Band ist nicht zu trennen"; und eine wenig bekannte Stelle aus den „Maskenzügen", wo er von „Geistern" spricht:

„— wenn man sie nicht stracks vertreibt,
Sie ziehen fort, ein und der andre bleibt
In irgend einem Winkel hängen,
Und hat er noch so still getan,
Er kommt hervor in wunderlichen Fällen."

Die Zahl solcher Aeußerungen — weit über diese im Augenblick bereiten hinaus — kann nicht Zufall sein. Sie haben vielmehr alle innerhalb ihrer Umgebungen den eigentümlichen Charakter, den man an manchen Harmonien oder Takten bei Beethoven findet: jeder gehört völlig in den sozusagen objektiven Zusammenhang des Stückes hinein, ist durch dessen rein musikalische Logik völlig begreiflich und notwendig — zugleich aber weist er noch in eine ganz andere Dimension, in die des Subjekts; während er nur um seines Vorher und seines Nachher willen dazustehen scheint, schreit doch wie von unten und von innen her gerade in ihm die Seele auf, in die rein künstlerisch-musikalische Kontinuität, die sich auch durch ihn hindurch knüpft, reißt er zugleich ein Loch, durch das man unmittelbar in die Qual der darunter lebenden Seele hinabblickt. So wirken bei Goethe diese Stellen, deren jede freilich ihre notwendige Rolle in dem ganzen Kunstwerk spielt, in denen aber zugleich ein Erleben jenseits der Kunst hervorbricht. Und derselbe Ton klingt, wenn er einmal ganz aphoristisch, ohne jede Begründung oder Folgerung, schreibt: „Wir leben alle vom Vergangenen und gehen am Vergangenen zugrunde"; so daß die „Lebensregel": „Willst du dir ein hübsch Leben zimmern, Mußt dich um's Vergangene nicht bekümmern" — wie die meisten Lebensregeln aus der bitteren Erfahrung des Gegenteils gequollen ist. Oder glaubt man im Ernst, daß Goethe seine eigene Existenz als „ein hübsch Leben" bezeichnen wollte?

In Goethes Leben begegnet der merkwürdige Instinkt, lange nach dem Bruch mit früheren Geliebten sie wiedersehen zu wollen; so Friederike, so Lili. Sollte das wirklich nur das ästhetische Bedürfnis nach einem „harmonischen Abschlusse“ sein? Dieser etwas äußerliche Aesthetizismus liegt sonst nicht in Goethes Wesen. Ich möchte es umgekehrt auf jenes Leiden an den „Gespenstern“ zurückführen. Für diesen Menschen einer unvergleichlich anschaulichen Phantasie, deren Grenze gegen die Halluzination manchmal zu verschwimmen scheint, lebte das Gewesene in der Form der „Dämonen“, der „Geister“, deren quälende Gegenwart man nicht los wird. Gegen Geister aber gibt es kein besseres Mittel als Wirklichkeit. Vielfach ist beobachtet, wie man eine Melodie, die uns in den Ohren klingt und uns verfolgend peinigt, nur los wird, wenn man sie spielt. Von dem, was uns in der Form des Gespenstes ängstet, erlöst uns oft eben dasselbe, sobald wir ihm in der Form der Wirklichkeit begegnen. — Das fortwährende Drängen auf Anschauung, das Goethes seelisches Leben durchzieht, ist nicht nur der Ausdruck seines Künstlertums, das im Anschauen der Welt noch einmal die Einheit mit ihr sozusagen physisch vollzieht, die das metaphysische Wesen des Genies ausmacht; sondern es war zugleich das Gegengewicht gegen die dunkeln Mächte des Innern, das Gegenwartslicht, das die Schatten der Vergangenheit auflöste. Wo er von der Anschauung spricht und von der Lebendigkeit des Gegenwärtigen, ist es immer wie ein Aufatmen und eine Befreiung. Den Druck, unter den die Erschütterungen seines Erlebens auch nach dessen Erinnerungen und Weiterwirksamkeiten stellten, hat man übersehen, weil man nur die ungeheure Gegenkraft bemerkte, die freilich in seinem Schaffen, in dem sichtbaren Ausgang des Kampfes, den Sieg behielt.

Man hat mit Recht betont, daß Goethe der „historische Sinn“ fehlte. Der Wert der Geschichte, wo immer er von ihm spricht, ist ihm nur die sachliche Bedeutung von Dingen und Menschen, die sich zufällig auf verschiedene Zeiten verteilen, nur der Ertrag, den die unmittelbare Gegenwart als Frucht der Vergangenheit erntet. Daß die Geschichte eine besondere Form des Geistes ist, eine einzigartige Anordnung und Entwicklung von Lebensinhalten, bedeutsam noch jenseits des weiterlebenden Wertes dieser einzelnen — das war ihm verschlossen. Aber das ist nicht einfach eine Lücke seiner Intelligenz. Die ungeheure Positivität dieser Natur bewirkt, daß alles, was ihr fehlt, nur die Rückseite von etwas ist, was sie besitzt. In Goethe war nicht nur Gleichgültigkeit gegen die Geschichte, sondern — wenn man es etwas stark ausdrücken darf — ein Haß gegen sie. In dem Gedicht an die Vereinigten Staaten bricht er aus: das „unnütze Erinnern“ ist ihnen erspart, die „verfallenen Schlösser“; und in diesem Zusammenhang wünscht er ihren künftigen Dichtern, vor „Gespenstergeschichten“ bewahrt zu bleiben. Sein Lebensgefühl hatte eine unvergleichliche „Gegenwärtigkeit“, was nicht als Kraftquelle in die Leistung des Augenblicks einfloß, empfand er als einen Fremdkörper im Leben, das Sichforterbende leicht als eine „ewige Krankheit“. Mit der größten Tiefe und Klarheit sagte er einmal, nach dem Bericht des Kanzlers Müller, er statuiere keine eigentliche Erinnerung; unsere Erlebnisse vielmehr müßten sich gleich von Anfang an in unser Inneres verweben und fortbildend ein neues Ich in uns erzeugen. „Es giebt gar kein Vergangenes, das man zurücksehnen dürfte, es giebt nur ein ewig Neues, das sich aus den erweiterten Elementen des Vergangenen gestaltet.“ Wenn nun aber das wirkliche innere Leben sich dieser Forderung aus seinem letzten Sinn heraus dennoch nicht fügte, wenn die Vergangenheit in starrer Beharrlichkeit hineinragte, so wird

begreiflich, daß er sie als das Ungehörige, als das Gespenst empfand, als den Dämon, den man nicht los wird, nachdem ihm das „Erste", seine ehemalige Wirklichkeit in unserem Leben, Macht über uns gegeben hat. Wenn einem solchen Geist der „historische Sinn" fehlt, so ist das sicher mit seinen tiefsten, unmittelbar nur im Gefühl ansprechenden Seinsbeschaffenheiten verwachsen. Und mir scheint, daß die ungeheure Qual, die die irgend weiterlebende Vergangenheit für ihn bedeutete, der Widerspruch, der von dorther den Rhythmus seines Wesens lähmte, der letzte Grund jenes Mangels war. Er konnte das Dasein nicht historisch begreifen, konnte ihm nicht die abgeklärte, beruhigt ideelle Form geben, die es innerhalb der Kategorie des Historischen erfährt, weil alles Vergangene, das nicht verschwunden war, durch seine leidenschaftlich anschauliche Phantasie immer eine Wirklichkeit behielt; damit wurde sie ihm zum Gespenst, das ja nichts ist als das Unwirkliche, das sich das Dasein und die Kraft des Wirklichen anmaßt. —

Es ist sehr merkwürdig, wie sich an dem Bilde Goethes selbst der Irrtum wiederholt hat, den er selbst am Bilde des Griechentums beging. Denn daß dieses hundert Jahre hindurch als die Vollendung innerer Harmonie, glücklicher Ausgeglichenheit, „klassischer Ruhe" erschienen ist — das geht auf Goethes Auffassung von ihm zurück. Wir wissen jetzt, daß dies eben das Andere des griechischen Lebens war, die künstlerische Erlösung von seiner Rastlosigkeit, seinen Gefahren, seinen Widersprüchen, seiner Problematik, ja, seinem Pessimismus. Und wie eine weltgeschichtliche Rache für dieses Mißverständnis ist es, wenn Goethe allgemein als der „Olympier" gilt, der in kühler Helle wandelte, in ästhetischem Gleichgewicht und mit der leicht geübten Kunst des Vergessens alles Trübe und die ganze innere Hexenküche des Lebens hinter sich lassend. Auch ihm gegenüber wird diese Oberfläche nicht lange mehr sein wirklich gelebtes Sein zu offenbaren scheinen.

Riccardo Ripamonti.

Von Georg Brandes.

Schweigend und einsam lebt er Tage und Wochen in seinem Mailänder Atelier in seine Arbeit vertieft. Wird er ihr aber von einem Freunde entführt, so ist der stumme Einsiedler verwandelt. Es öffnen sich die Schleusen seiner Mitteilungslust, seines Dranges, auszusprechen, was er auf dem Herzen hat, über Kunst und seine Kunst, begeisterten Glauben, von innen herausgearbeitete Lehren, Erfahrungsresultate, und er schwelgt in unaufhaltsamer Beredsamkeit stundenlang, einer Beredsamkeit, die jede Fiber seines Gesichtes und seines Körpers bewegt. Vom Italienischen springt er alsbald zum Mailänder Dialekte über, der seine Sprache ist.

Er ist nicht imstande, sich beim Sprechen ruhig zu halten. Selbst wenn er bei Tische sitzt, muß er aufspringen, ein paar Schritte nach rechts, nach links machen, seine Worte mit der entsprechenden Pantomime begleiten. Er spricht nicht bloß, er spielt seine Rede. Verweilt er bei einer Physiognomie, so ahmt er sie nach; erwähnt er eines Werkes der Bildhauerkunst, so stellt er die Figur dar oder drückt sich an die Wand hin, um einem die Vorstellung eines Reliefs zu geben. Klein von Gestalt, hager, lauter Nerven und Feuer, trotz seiner 55 Jahre lebensvoller als irgend ein südländischer Jüngling, läßt

er alle Menschen seiner Umgebung, selbst solche, die sonst lebhaft erscheinen, sich steif und phlegmatisch ausnehmen.

Wäre das Geschlecht der Enthusiasten im Aussterben begriffen, man könnte es mit Hilfe dieses Italieners wieder ins Leben rufen.

Erst 14 Jahre alt, zog er 1866 mit Garibaldis Freischaren in den Krieg. Jung und schmächtig, wie er war, konnte er es nicht so leicht durchsetzen, daß man ihn nahm; als der Kapitän ihn abgewiesen hatte, bettelte er beim Obersten und wurde Soldat. Auch den Feldzug von 1867 machte er unter Garibaldi mit.

Mit Statuen des Nationalhelden ist Italien nunmehr besäet; jedes Oertchen hat die seine, selbst Städte, so klein wie Intra, von Nizza und Genua, Rom und Palermo zu geschweigen. Die meisten dieser Bildsäulen sind jedoch unbedeutend und keine hat das auszudrücken vermocht, was den Zauber des Mannes bildete, das einzige, worauf es ankommt. „In seinem Blick lag etwas Uebermenschliches," sagt Ripamonti. „Wenn man, von tagelangen Märschen ermattet, krumm dastand, wurde man stramm und kampflustig, sowie sein Auge auf einen fiel. Eines Tags, als die Kugeln so dicht schwirrten, daß ein Verbleiben an dem Orte unmöglich schien und selbst die Offiziere Garibaldi Vorstellungen machten, hielt er unbeweglich an der Stelle und antwortete nur: Siegen oder sterben. — Seine Reden waren selten viel länger." — Weshalb hat niemand eine Statue Garibaldis bei Riccardo Ripamonti bestellt? Er war der Mann, ihr den Ausdruck zu geben, der den anderen Denkmälern des Befreiers von Italien fehlt.

Das Naturell, das den Vierzehnjährigen trieb, sich den Strapazen und Gefahren eines Feldzugs auszusetzen, glüht auch noch in dem Fünfziger. Sein Wesen ist eitel Begeisterung, die keine Enttäuschung, kein Mißgeschick eines Lebens zu dämpfen vermochte, das reich an Mißgeschick und reich an Enttäuschungen gewesen. Sein Geist ist ein Kampfgeist, der in unablässiger Opposition gegen alles lebt und webt, das ihm im Leben als unwürdig und in der Kunst als akademisch erscheint, und das Akademische ist ihm ein weiter Begriff. Er rechnet allen Kultus der Schönheit der Linie als solcher dahin, jede Stellung und jede Bewegung, die nicht ausschließlich von dem Gefühl des Künstlers für das Wahre und seinem Willen es wiederzugeben, bestimmt sind. Selbst ein so seelenvoller Künstler wie Bartholomé entgeht seiner abfälligen Kritik nicht. Rodin ist derjenige unter den zeitgenössischen Bildhauern, zu dem er emporsieht. Er hegt denselben Unwillen gegen offizielle Autoritäten wie dieser, und nicht ohne Grund; denn sie haben ihm das Leben sauer gemacht.

Ripamonti nähert sich hier und da durch die Anmut der Formen wie die unmittelbar ansprechende Harmonie der Linien dem reinen Klassizismus, der dekorativen Kunst. So im „Wasserträger", einer schmächtigen, nackten Jünglingsgestalt, die einen großen Tonkrug in beiden Händen hält und ihn zur Seite neigt; so im „Scheibenschießen" bei dem jungen, nackten, sitzenden Manne mit dem Gewehr in der rechten ausgestreckten Hand und der Scheibe in der Linken; in seinem „Caligula", der weibisch auf der Arena tanzt, einen Dreizack in der Hand, den Schlangenring am Arme, schön in jeder Bewegung, wiewohl gestempelt von des Bildhauers Verachtung.

Doch nicht in diesen Arbeiten tritt sein Wesen hervor; vielmehr in den strengen und rauhen Werken. Zum Teil in „Tubalcain", der wilder, primitiver ist, als der von Wilhelm Bissen. Ripamonti hat den unzivilisierten Erfinder darstellen wollen, der Zivilisation schafft. Die Steinaxt in der rechten Hand, die erste Hacke in der linken, steht er da, sein Werk bestaunend, nun es fertig ist, indem er in das Loch zwischen die Blätter der Hacke einen kräftigen Ast getrieben. Weit eigenartiger ist Ripamonti im „Kain", einer gewaltigen, halb affenartigen Gestalt, düster, elend, häßlich in ihrer symmetrischen Stellung mit den hängenden Armen und Fingern, von denen das Bruderblut förmlich zu träufeln scheint.

Der eigentliche Durchbruch von Ripamontis Genie dürfte jedoch erst in seiner Gruppe „Dies irae" (Tag des Zornes) vorliegen, dieser Gruppe, die dem ausgezeichneten Bildhauer Vela einen Ausruf der Bewunderung über die außerordentliche Neuheit ihrer kühnen Linien entlockt hat. Die Gruppe stellt einen Sklaven oder einen römischen Gladiator dar, der den Leichnam seines Kameraden oder Bruders, den er vom Galgen abgeschnitten, mit nach oben gekehrtem Gesichte über die Schulter geworfen hat und nun drohend dahinschreitet, den Toten auf dem Rücken und das Messer, womit er den Strick durchschnitt, in der Recht n. Hier ist das Aeußerste an aufrührerischer Leidenschaft unter der ausdrucksvollen Antithese der Gegensätze aufgeboten, und dennoch gestaltet sich das Zusammenspiel der Leiber und Glieder derart, daß das Ganze von allen Seiten schön ist.

Großes Aufsehen hat Ripamontis Riesenstatue „Borgia" erregt. Sie stellt den Papst Alexander VI. im Alter dar; nackt daliegend, auf den rechten Arm gestützt; kahlköpfig und abgestumpft, doch noch mit den schönen Gesichtszügen, die Pinturichio porträtiert hat; kräftig gebaut, doch von ewigen Ausschweifungen geschwächt, schlaff und von Wohlleben feist. Die fleischige Brust, die tiefen Wulste des schlappen Wanstes, die weichen Muskeln dieser Arme und Beine entsprechen dem unwürdigen Ausdruck der gierigen Augen und des einst schönen, nun garstigen Mundes mit der vorspringenden und hängenden Unterlippe.

Den stärksten Eindruck auf die Menge wie auf die Kenner dürfte aber die „Rechtsirrtum" (Errore giudiziario) betitelte Arbeit von Ripamonti gemacht haben. Im elenden Gefangenenanzuge, mit einer Eisenkugel an den linken Knöchel gefesselt, die Füße in zwei Holzsandalen ähnlich unseren Badepantoffeln, in denen man kaum gehen kann, die schirmlose Mütze der italienischen Gefangenen auf dem Kopfe, hockt ein Mann auf einem Erdklumpen, die beiden Ellbogen auf die Knie, den Kopf in die Hände gestützt, mit halboffenem Munde vor sich hinstarrend, ganz verloren in Grübeleien über das Furchtbare, Unbegreifliche, das ihm widerfahren, unschuldig zu so Gräßlichem verurteilt zu sein. Die vielen Ecken und Kanten der Gestalt, ihre Haltung, die ein Versunkensein in eine einzige Frage unter völliger Teilnahmslosigkeit gegen alles Uebrige verrät, entsprechen auf das genaueste dem Grundgedanken, der dem Künstler im Sinne gelegen.

Das jüngste Werk, das Ripamonti geschaffen hat, ist eine Reiterstatue: Napoleon, der von der Wahlstatt bei Waterloo fortreitet. Die Abspannung nach der Niederlage ist hier in gleicher Weise bei dem Pferde wie bei dessen Reiter durchgeführt, während die Trauer über das eben Erlebte, die Hoffnungslosigkeit und Aussichtslosigkeit, ihren erschöpfenden Ausdruck in dem Blick des Kaisers erhalten haben. — Eine Bronzereproduktion davon dürfte gegenwärtig bei Keller & Reiner in Berlin ausgestellt sein.

Ein in seinem Streben ursprünglicher Künstler befindet sich im heutigen Italien in keiner besseren Lage als anderwärts und gegen einen Meister, der ausgeschrien ist als Revolutionär und Sozialist, sind Galeriedirektoren und Akademien um nichts entgegenkommender, als zumeist die Reichen. Ripamonti hat daher sein ganzes Leben mit Armut kämpfen müssen und ist von den Schicksalen betroffen worden, die Armut im Gefolge hat. Als er seine Gruppe „Dies irae" an die Pariser Ausstellung sendete, kam sie an ihrem Bestimmungsorte als zerschmetterte Gipsmasse an, und damit war die Arbeit zerstört; da eine Gipsform, die aufbewahrt wird, gegen 300 Francs kostet, während eine, die nach dem Guß zerschlagen wird, für ein Sechstel des Betrages zu haben ist, hatte sich Ripamonti mit der billigeren begnügen müssen. So sind denn heute nur noch Photographien von dem ausgezeichneten Werke übrig.

Die Mailänder Akademie erhob Protest gegen die Ausstellung der Statue „Borgia", indem man sie als „unmoralisch" bezeichnete. Dagegen nahm der Präfekt der Stadt Stellung und gestattete, das Urteil verwerfend, die Ausstellung der Statue, die nachher sogar von der Galerie angekauft wurde. In letzterer Zeit hat jedoch die Galerieverwaltung, in der die Klerikalen die Oberhand haben, sie als „die Achtung vor Religion und Papsttum untergrabend" entfernen lassen, so daß sie gegenwärtig in irgend einem unzugänglichen Boden- oder Kellerraum aufbewahrt wird.

Als Ripamonti im Jahre 1891 seinen „Rechtsirrtum" ausstellte, geschah es ohne Bezug auf irgend einen bestimmten Fall. Als dann aber die Dreyfusaffäre aufkam und Zola als Fürsprecher des ungerecht Verurteilten auftrat, wurde die Statue plötzlich aktuell, und ein mailändischer Patrizier, Pietro Borghi, machte sich zum Dolmetsch der Gefühle seiner italienischen Landsleute dem tapferen Dichter gegenüber, indem er Ripamontis Statue in Bronze ausführen ließ und sie Zola, der Ripamonti schon früher die größte Bewunderung für seinen „Borgia" und seinen „Kain" ausgedrückt hatte, als Ehrengabe übersendete.

Der große Dichter verstand vortrefflich die Tiefe und Schönheit einer Gestalt wie Errore giudiziario zu würdigen; er forderte den Bildhauer auf, nach Paris zu kommen, wo es Zola ein Leichtes gewesen wäre, ihm Bestellungen zu verschaffen und seinen Namen bekanntzumachen. Ripamonti hatte bereits alles zur Abreise instand gesetzt, als Zolas plötzlicher Tod ihm die Aussicht, die sich ihm eröffnet hatte, verschloß.

Frau Zola hielt indes die Verbindung aufrecht und teilte dem Künstler mit, daß sie bei der nunmehrigen Auflösung ihres alten Heims die Statue nicht selbst zu behalten beabsichtige, sondern sie im Geiste ihres Gatten — wie sie wähnte — einer oder der anderen gemeinnützigen öffentlichen Institution schenken wolle. Schließlich entschied sie sich dafür, sie der gelegentlich der Dreyfusaffäre gestifteten „Gesellschaft für Menschenrechte" zum Geschenk zu machen und vertraute sie zu diesem Zwecke einem Ingenieur an. Als aber Jahre vergingen und nie wieder etwas von dem Kunstwerke verlautete, schrieb Herr Borghi nach Paris und frug, wohin die Statue geraten. Der Ingenieur erwiderte, daß sie leider bei der Ueberführung in Stücke gebrochen sei — sie wäre doch nur aus gebrechlichem Stoffe gewesen — und so hätte er die Trümmer von einem Gärtner in dessen Garten vergraben lassen. Die Unwahrheit dieser Mitteilung war schreiend, bestand doch die Statue aus massiver Bronze, die unmöglich bei einem Transporte brechen

konnte. Herr Borghi schrieb also neuerdings und erklärte, daß sich die Sache unmöglich so verhalten könne, wie angegeben worden. Nach Verlauf von einiger Zeit kam nun eine andere Erklärung. Sie ging dahin, da die Gesellschaft für Menschenrechte kein Gebäude besitze, hätte der Ingenieur sich genötigt gesehen, die Statue vorläufig bei einem Gärtner unterzubringen, doch ihre Wucht wäre so groß gewesen, daß sich der Boden unter ihr senkte. Da hätte denn der Gärtner sie zum Einschmelzen verkauft und 250 Francs dafür erhalten.

Nun besaß aber die Bronze allein einen Wert von 3000 Francs. Offenbar war entweder ein unerlaubter Handel damit getrieben worden, oder die Nationalisten hatten aus politischen Gründen ihre Vernichtung besorgt. Auf Verlangen strengte nun Frau Zola einen Prozeß an und betraute den Advokaten Clemenceau mit dessen Führung. Bis zur Stunde hat sich jedoch noch nicht das geringste zur Aufklärung der Sache oder zur Wiedererlangung des Kunstwerkes ausrichten lassen.

Ripamonti hat mithin beständig wider Mißgeschick und übermächtige Einflüsse kämpfen müssen. Gleichwohl ist nichts gewisser, als daß er siegen wird, und noch bei lebendigem Leibe, wenn seine Gesundheit vorhält.

Sexueller Idealismus.

Ein Beitrag zur sozialen Frage von Ernst von Wolzogen.

Ich habe mir jüngst einmal die Frage gestellt, wo die Abnehmer herkommen mögen für die zahllosen illustrierten Postkarten, welche namenlose Schönheiten und unkünstlerische Nuditäten darstellen. Man sieht in jedem in Frage kommenden Geschäft, bis hinab zur Dorfkrämerei eine große Auswahl solcher dumm oder frech dreinschauenden Weiberköpfe mit reichlicher Zugabe von Schultern, Armen und Büsten vom Typus der Chormädchen in den Ausstattungstheatern der Weltstädte, als welche die Amerikaner so treffend show-girls benennen. Und man erlebt es doch wohl selten oder nie in einem Laden, daß ein reputierlich aussehender Mensch von dieser Ware etwas kaufte. Wo kommt sie also hin? Es muß doch eine ausnehmend starke Nachfrage vorhanden sein, sonst würde der Artikel nicht in solchen Massen auf den Markt geworfen werden. Die Frage hat sich mir leicht und einfach gelöst, seit ich auf der Straße meine Aufmerksamkeit darauf gerichtet habe, was für eine Art Leute vor den Auslagen mit solchen Postkarten vornehmlich stehen bleibt. Es sind schüchterne junge und ältere, melancholisch dreinschauende Männer; vornehmlich aber garstige Mannsbilder auf allen Entwicklungsstufen, vom frisch konfirmierten Jüngling bis zum blöden Greis. Und da haben wir des Rätsels Lösung: diese Postkarten erfüllen die hohe Mission, den Schönheitsdurst der geistig und körperlich minderbemittelten Männerwelt zu befriedigen. Der heimatslose Schlafbursche hat sicher in seinem Handköfferchen einen heimlichen Schatz an solchen Schönheiten versteckt, und der junge Kaufmannslehrling, der arme Schreiber, der Handwerksgeselle wird, sobald er über ein eigenes Kämmerchen verfügt, selten verfehlen, sich solche Postkarten an die Wand zu nageln, und wird vor seinem so geschmückten Hausaltar mit derselben Andacht beten, wie das junge Mädchen aus besseren Kreisen, welches Ballerinnerungen, Postkartengrüße seiner Freunde und sonstigen harmlosen Kleinkram über

seinem Bett an die Wand genagelt hat. Der forsche Soldat, der sich das Herz eines hübschen Dienstmädchens erobert, der derb-frische Bauernbursch, der da weiß, wo er den Ueberschuß seiner jungen Kraft lassen soll, haben solchen heimlichen Bilderkult nicht nötig; aber die Tausende und Abertausende von armen Teufeln, denen ein widriges Geschick ein frisches Gesicht, gerade Gliedmaßen und den nötigen Wagemut versagt hat, die da ganz genau wissen, daß für sie nur der abscheulichste Abhub käuflicher Liebe, oder, falls sie es zu einer leidlich einträglichen Stellung bringen, die peinliche Auswahl unter den reizlosesten Restbeständen des Heiratsmarktes blüht, sie alle statten die Hauskapelle ihrer Sehnsucht mit solchen Heiligenbildern für fünf oder zehn Pfennige aus. Der Sittlichkeitsfanatiker mag sich darüber entrüsten, daß durch den Handel mit solchen Pöbelschönheiten der Sinnlichkeit Vorschub geleistet werde, der Aesthetiker mag die Hände ringen über die Orgien des Ungeschmacks, die durch solchen schwunghaften Handel offenbart werden; aber der gerecht denkende Volksfreund und Erzieher wird sich wohl hüten, ein vorschnell hartes Urteil über die rohen Instinkte der ungebildeten Massen zu fällen. Es ist der Idealismus der geistig Minderbemittelten, die Sehnsucht der körperlich Enterbten, die in solchem Kultus vulgärer Schönheit ihren Ausdruck findet. Die Geistverlassenheit der glatten Puppenköpfe, ja selbst die lasterhafte Gemeinheit solcher geschminkten Larven kommt jenen Armen nicht zum Bewußtsein. Sie sehen nur die schwellenden Formen, die zarte weiße Haut, Spitzen, feine Wäsche und kostbare Gewänder, also lauter Dinge, die in der Wirklichkeit für ihre Sehnsucht unerreichbar sind, während die Weiblichkeit, die sie im Bereiche ihrer lebendigen Sinne antreffen, ihre groben oder schlaffen Formen unter reizlosen Gewändern, wenn nicht gar unter übelduftenden Lumpen verbirgt. Und doch träumen selbst die unglücklichen Krüppel, die von Krankheit, Entbehrung und härtester Arbeit Gezeichneten den Traum von weicher, warmer, strahlender Weiblichkeit. Und das einzige, was sie je in ihrem Leben davon in Händen halten dürfen, ist eben so ein Stückchen Karton für etliche Pfennige.

Es ist merkwürdig, wie selbst in unserer Zeit, in der die Wissenschaft sich doch um alles, was zwischen Himmel und Erde an konkreten und abstrakten Dingen herumwimmelt, so lebhaft bekümmert, wo die Statistik eine wahre Manie geworden ist, und die Dichter und Denker mit dem Eifer der Käfersammler jeden toten Stein am Wege umdrehen, um ein, wenn auch noch so winziges lebendiges Motivchen darunter sich regen zu sehen, es ist merkwürdig, sage ich, daß in solcher Zeit von der zweitwichtigsten Frage des menschlichen Daseins gar so wenig die Rede ist. Wenn wir die Stillung des Hungers als erste Lebensfrage gelten lassen, so ist die zweite die Befriedigung der Liebessehnsucht. Hunger und Liebe regieren die Welt, das gibt man allgemein zu; aber über den Begriff der Liebe im Sinne einer sozialen Frage herrscht noch eine wunderliche Unklarheit. Das Recht auf Liebe ist nämlich mit der Möglichkeit zur Ehe zu gelangen, keineswegs erfüllt; und die nüchternen Statistiker, die sich mit dieser Frage befassen, machen sich durchweg einer totalen Unkenntnis oder wenigstens Unterschätzung des menschlichen Idealismus schuldig, wenn sie meinen, daß durch die Begründung eines eignen Hausstandes der Wille der Natur erfüllt wäre. Auf dem Grenzgebiete des Trieblebens spielt die Sehnsucht nach Schönheit eine wichtige Rolle bei der Unterscheidung von tierischem und menschlichem Intellekt. Schon bei den höher organisierten Tieren können wir in den Liebeskämpfen

eine Bevorzugung der Schönheit, die mit Kraft und Gesundheit meistens identisch ist, um so deutlicher beobachten, je stärker sich individuelle Verschiedenheiten in der betreffenden Gattung ausprägen; bei der Menschheit tritt dieses Bestreben schon auf der untersten Entwicklungsstufe klar zutage und kann uns geradezu zum Maßstabe geistiger Kultur dienen. Wenn es uns gelingt, ohne jeden vorgefaßten Begriff eines bestimmten Schönheitsideals ans Werk zu gehen, so werden alle anthropologischen und ethnographischen Forschungen die Behauptung bestätigen müssen, daß auch schon bei den rohesten Wilden dieses Stück Idealismus, nämlich die Sehnsucht nach der Schönheit vorhanden sei. Die ungeheure Verschiedenheit des Geschmacks wirkt da allerdings sinnverwirrend. Die Rasse macht sich vielleicht auf keinem Gebiete so stark bemerkbar, wie auf dem des *sexuellen Idealismus*, wie wir es einmal nennen wollen. Und diese geradezu wüste Unterschiedlichkeit macht es so besonders schwer, auf diesem Gebiete zu klarer Einsicht und einem gerechten Urteil zu kommen. Viele orientalische Stämme, zum Beispiel die Juden von Nord-Afrika, erblicken das weibliche Schönheitsideal in der Massenhaftigkeit des Fettansatzes; die Hottentotten in der monströsen Entwicklung des Gesäßes; bei den sehr intelligenten Kaffern stehen *die* Mädchen am höchsten im Preise, welche die meisten Liebesabenteuer gehabt haben, während es andrerseits auch unter den Negern Stämme gibt, welche die Jungfräulichkeit hochschätzen und streng bewachen. Und selbst bei den höchst zivilisierten Völkern Europas und den von ihnen abstammenden Amerikas, bei denen eine gemeinsame Kultur die geistigen Ansprüche einigermaßen auf dasselbe Niveau gebracht hat, begegnen wir noch erheblichen Geschmacksunterschieden auf jenem Gebiete. Das Resultat jedes ernsthaften Studiums und jeder unvoreingenommenen Beurteilung wird kein anderes sein können, als die Anerkennung der Tatsache, daß überall in der Menschheit ein sexueller Idealismus, der sich mit der bloßen Befriedigung des Fortpflanzungstriebes nicht zufrieden gibt, vorhanden sei. Der Stolz des Mannes fordert für sich den Besitz eines *schönen* Weibes, der Stolz des Weibes, den Triumph ihrer Reize über die ihrer Nebenbuhlerin.

Der ideale Zweck der Ehe, ihre sittliche Mission ist durch Erzielung von Nachkommenschaft noch keineswegs erfüllt, denn das Vorhandensein von Kindern gewährleistet noch nicht jenen häuslichen Frieden, der aus dem beglückenden Gefühl der Zusammengehörigkeit zweier Menschen entspringt. Dieses Glück ist der einflußreichste Erzieher zur Sittlichkeit, und wir können es mit Zufriedenheit, innerer Ruhe identifizieren. (Freilich ist kein Begriff schwerer festzulegen, als der des Glücks, und die Gleichung Glück = Zufriedenheit ist unzähligen Einwendungen ausgesetzt — das weiß ich wohl. Andrerseits ist aber auf diesem schwierigen Gebiete nicht fortzukommen, ohne daß man vorher die Grundbegriffe, wenn auch ganz im Rohen, festlegt.) Hunger und Liebe sind die großen Ruhestörer. Der Hunger kann den sanftesten Menschen in eine wilde Bestie verwandeln, und auch der gesättigte und gesittete Mensch kann durch den unbefriedigten Geschlechtstrieb zum reißenden Tiere werden. Wenn wir uns vergegenwärtigen, daß die Phantasie die stärkste Triebfeder unsres seelischen Organismus ist, die ebenso zu den herrlichsten weltbeglückenden Taten, wie zu grausamen Vernichtungswerken anspornen kann, und daß diese Phantasie in der Sinnlichkeit ihren fruchtbarsten Nährboden findet, so werden wir begreifen, welch außerordentlich wichtige Rolle der sexuelle Idealismus für das menschliche Leben spielt. Wie vom

satten Menschen keine Revolution, so sind von dem geschlechtlich ideal befriedigten Menschen auch keine Untaten der Geschmacklosigkeit, keine Vergewaltigungen des sittlichen Bewußtseins zu befürchten. Zur Erreichung des seelischen Gleichgewichtes der beglückenden inneren Ruhe trägt die Erfüllung unserer Sehnsucht nach Schönheit wohl sogar mehr bei, als Besitz, Macht und Ruhm. Und darum dürfen wir ihr unter den Vermittlern der sittlichen Kultur einen hohen Rang anweisen. Im Grunde bildet ja auch der Schönheitsdurst den wesentlichen Inhalt der Religion, wenn wir den Begriff der Schönheit nicht nur körperlich fassen; denn das praktische Ziel jeder Religion ist die Versöhnung mit den Häßlichkeiten des Lebens, unter denen die Ungerechtigkeit des Schicksals, Bosheit der Menschen und die Unvernunft menschlicher Einrichtungen obenan stehen. Der Mensch, der sein bescheidenes Stückchen Schönheit glücklich erwischt hat, wird viel leichter mit diesen Häßlichkeiten des Daseins fertig werden. Er wird in ihr einen ähnlichen Trost finden, wie ihn die Religionen durch die Ideale des Glaubens zu geben bestrebt sind, ja sogar einen wirksameren Trost, als wenigstens jene Religionen, die die Unbill des Diesseits durch Belohnungen im Jenseits ausgleichen wollen; denn für den normalen Menschen werden die Versprechungen jenseitiger Freuden immer die Taube auf dem Dache sein, der gegenüber ihm der Spatz eines diesseitigen Besitzes lieber ist.

Was ich hier gegeben habe, sind ja nur spärliche Andeutungen, aber dem denkenden Leser werden sie genügen, um zu begreifen, eine wie gewaltige Rolle in der sozialen Frage die Befriedigung der Sinnlichkeit spielt. Was bedeutet denn die soziale Frage anders, als das Zugeständnis, daß unter den herrschenden Verhältnissen die Mehrzahl der Menschen die Befriedigung ihrer von Natur wegen berechtigten Forderungen nicht gefunden habe! Es ist eine schreiende Ungerechtigkeit, daß die Erdoberfläche von wogenden Kornfeldern, üppigen Wiesen, auf denen Viehherden ohne Zahl ihre Weide finden, von Obstgärten, meilenweiten Wäldern, von fischreichen Meeren überdeckt, das Erdinnere von reichen Metallen, Kohlen, Salzen und Naphthalagern durchzogen ist, und dennoch eine große Anzahl von Menschen hungern, dursten und frieren muß, oder wenigstens nur mit äußerster Kraftanstrengung einen winzigen Bruchteil von diesen reichen Produkten des mütterlichen Erdbodens erreichen kann. Und ebenso ist es eine schreiende Ungerechtigkeit, daß, trotzdem Menschen in Ueberfülle vorhanden sind, die durch die modernen Verkehrsmittel so leicht zueinander gelangen können, trotzdem immer wieder neue Generationen zu jugendlicher Kraft und Schönheit heranreifen, doch der weitaus größte Teil der Menschheit nie im Leben dazu gelangt, nach dem Naturgesetze der Zuchtwahl seine eingeborene Sehnsucht zu befriedigen, oder auch nur seine Pflicht gegen die Rasse zu erfüllen. Die gerechte Empörung über die Tatsache, daß auf dem gegenwärtigen Standpunkte unserer Zivilisation der Geldbeutel auch in den intimsten Herzensangelegenheiten die entscheidende Rolle spielt, trägt vornehmlich dazu bei, der sozialen Frage der Gegenwart ihre aufreizende Bitterkeit zu verleihen. Das Geld prostituiert die Schönheit — diese empörende Tatsache bringt unendliches Leid über die Menschheit. Alles, was von frischer reizvoller Weiblichkeit aus den unteren Schichten des Volkes hervorgeht und von Natur dazu bestimmt wäre, den stärksten und schönsten Männern derselben Schicht durch Befriedigung der idealen Sehnsucht das Glück ins Haus zu bringen, wird durch das Geld in Versuchung geführt, der Prostitution anheim zu fallen. Eine Statistik ist darüber wohl schwer

aufzunehmen, denn sie müßte die Zahl der hübschen Mädchen in den verschiedenen Bevölkerungsschichten feststellen und dann eruieren, wieviele von diesen ausschließlich mit Männern ihresgleichen im ehelichen oder außerehelichen Liebesverkehr stehen. Aber wir werden doch kaum fehlgehen, wenn wir behaupten, daß der Prozentsatz der Käuflichkeit im umgekehrten Verhältnis zur Höhe des Einkommens stehe. Die obersten Schichten werden freilich von dieser Regel eine Ausnahme machen insofern, als die ganz reichen Mädchen sich ihre Männer kaufen können, und gewisse andere rückständige Gesellschaftsschichten ihre Töchter zwar nicht für eine Nacht, aber für die zweifelhafte Dauer eines Ehestandes als Ware ausbieten. Die verrückte Komplikation dieser sozialen Verhältnisse verschuldet es, daß in allen Ständen so gar schwer Jugend zu Jugend, Kraft zu Kraft und Schönheit zu Schönheit gelangen kann. Die freie Wahl hat einzig der große Geldbeutel.

Für den eigentlichen Zweck der Natur, nämlich die Aufrechterhaltung der tüchtigen Rasse und die Verbesserung der Nachkommenschaft durch glückliche Blutmischung, kommt das Moment der Schönheit geradezu jämmerlich wenig in Betracht, weil eben die schönen Weiber fast durchweg eine Ware geworden sind, die außerhalb des legitimen Liebesmarktes vorteilhafter unterzubringen ist. Die armen hübschen Mädchen werden entweder der ganz brutalen Prostitution zugetrieben, oder sie halten sich in freien Berufen, in welchen ihnen das angenehme Aeußere besonders zu statten kommt, von der Ehe fern, oder sie werden von gierigen Eltern der natürlichen Liebeswahl entzogen, um für den meistbietenden Bewerber aufbewahrt zu werden, wobei auf dessen Schönheit und Rassenqualität natürlich keine Rücksicht genommen wird. Auf den freien Liebesmarkt, wie er im Sinne der gütigen und vernünftigen Natur gelegen wäre, kommen also schließlich nur die sogenannten leichtfertigen Mädchen, die, ohne sich um die Folgen Sorge zu machen, der Stimme ihres Herzens und dem Drange ihrer jungen Sinne nachgeben. Sie sind die einzig braven Töchter der Natur, denn sie werden sich nicht aus freien Stücken alte, garstige, kranke, schwache, geistig und körperlich degenerierte Männer aussuchen. Aber die Verrenktheit unserer gesellschaftlichen Einrichtungen, welche die Moral zu einer Karikatur der Vernunft erniedrigt hat, bringt es zuwege, daß gerade diese einzigen nicht Prostituierten der schärfsten Verurteilung anheimfallen; und die Scheu vor dieser Verurteilung, welche die Exkommunikation aus der sogenannten anständigen Gesellschaft in sich schließt, bringt es wiederum dahin, daß im allgemeinen nur Mädchen, die so wie so in gesellschaftlicher Beziehung nichts mehr zu verlieren haben, den schönen Leichtsinn aufbringen, der unter unseren gegenwärtigen Kulturverhältnissen dazu gehört, um nach den Grundsätzen einer natürlichen Sittlichkeit zu handeln. Dadurch wird es erklärlich, daß von Gnaden des weiblichen Leichtsinns nur leiblich, nicht aber auch geistig vernünftige Bündnisse geschlossen werden. Und es ist keine Frage, daß geistige Mesalliancen für die Höherentwicklung der Menschheit ein fast noch schlimmeres Hemmnis bilden, als körperliche.

(Fortsetzung folgt.)

Kritische Donquixoterie.

Von Arthur Eloesser.

Einige englische Blätter, die ihren Lesern den moralischen Mißerfolg des Treeschen Gastspiels nicht verhehlen wollten, haben ihre nationale Empfindlichkeit gegen die Berliner Kritik gerichtet. Nach ihrer karikierenden Schilderung, die mit ihren zutreffenden Zügen um mehrere Jahrzehnte zu spät kommt, sind wir schwerfällige Philister, die die große Welt und die Relativität aller Dinge nicht kennen, beschränkte, unduldsame Sonderlinge und Einsiedler, fruchtlos spekulierende Metaphysiker und Kabbalisten des Theaters, dieser verbreitetsten, verständlichsten Kunst- und Vergnügungsinstitution, die unserer schroffen Einwände, unserer düsteren Gebote und Verbote spotten muß. Es fehlt uns bewußt oder unbewußt an der Fühlung, um die öffentliche Meinung aufzunehmen und vorurteilslos wiederzugeben. Hat doch der Hof ausgezeichnet und hat doch das Parkett lebhaft applaudiert. Wenn es sich selbst so verhielte, für jede Kunst und Unkunst findet sich in Berlin ein Publikum, auch abgesehen von den Engländern, Amerikanern, Japanern, die an ein theatralisches Britannia rule glauben: die Berliner Kritik hat selten Gelegenheit, in ihren Schätzungen mit den höchsten und niedrigsten Kreisen übereinzustimmen, weder im Fall Tree, noch im Fall Bonn, noch in vielen anderen, und das hat ihre Ruhe auch nie gestört. Sie hält sich sogar für verpflichtet, die Ruhe des Bürgers zu stören, ihn zu verwirren und aufzuhetzen. Rücksichtslos ist sie allerdings wie keine andere Kritik in Europa, und am meisten vielleicht gegen das Publikum. Sie gönnt dem Zuschauer die Empfindungen nicht, die er gern haben möchte, sondern schreibt ihm andere vor, die er haben soll, wie Goethe einmal im „Wilhelm Meister" sagt, als er noch nicht am Theater mürbe geworden war.

Mit der Machtlosigkeit mag es nun stimmen, wenigstens überall, wo das Geschäft in Frage kommt. Man kann dem Publikum mit großer Geduld einreden, daß Ibsen ein großer Mann ist, aber den Zeitpunkt, wann sie sich auf ihn einläßt, bestimmt die Menge ganz allein und häufig in überraschender, unerklärlicher Plötzlichkeit. Den momentanen Einfluß übt die Kritik am meisten da aus, wo sie ihn nicht haben möchte. Wenn ich an einem Hauptmannschen Drama den dritten Akt nicht konsequent und energisch finde, so sind die Leute entzückt, sich das Ganze schenken zu dürfen; denn welcher ernste Liebhaber würde Zeit und Geld auf einen Abend wenden, der nur zwei gute Akte verspricht? Wenn ich aber ein Stück von Sudermann, zu dem ein fürstlicher Kretin, ein näselnder Baron oder eine herzleidende Gräfin gehört, kläglich und niedrig nenne, so gehen die Leute gerade hinein. Es liegt also nicht so, daß wir vom Publikum ein Mandat empfangen, daß wir hunderttausende oder zehntausende in Geschmackssachen gleich empfindende Leute vertreten, die uns ihre Stimme gegeben haben. Wir sind immer nur Einzelne, Wilde, Eingänger und lediglich dazu da, unsere eigene Meinung, nicht die der anderen zu sagen. Zwischen Theater und Publikum stabilieren wir unsere geschätzte Persönlichkeit wie einen rocher de bronze und haben nichts anderes einzusetzen, keinen Kanon, kein Dogma und nicht einmal eine Ueberzeugung, die uns von heute auf morgen verpflichtet. Es gibt hier auch eine andere als die voraussetzungslose Kritik, als Kontrast eine interessante Erscheinung, wenn sie auch beiseite steht und in künstlerischen Dingen weder gefragt noch gehört wird.

Man findet sie an den radikalsten Organen rechts und links, die eine gebundene Weltanschauung, einen vom Papst, vom Oberkonsistorium oder vom Parteitag gebilligten Glauben vertreten. Nur ideelle Vorgänge betrachtend, nehme ich an, daß die kritischen Wortführer gemäß ihrer Abstammung, Erziehung, Ueberzeugung mit ihren Auftraggebern und Lesern ganz selbstverständlich dieselbe Uniform der Gedanken tragen. Jedenfalls haben sie den Vorteil, sich auf Voraussetzungen stützen zu dürfen, auf ethische oder politische Faktoren, die ins Künstlerische umgerechnet werden, und sie sind damit einverstanden, daß sie jenes müssen und dieses nicht dürfen. Diese Kollegen, die von irgend einer Art Loyalität, Religiosität oder Solidarität gestützt und gerichtet werden, würden mir zum Verständnis kritischer Verhältnisse in anderen Ländern dienen, wenn ich sie nicht, wenigstens zum großen Teil, aus der Nähe kennen gelernt hätte. Von Clique, Partei, Kabale, jeder Art von Eigennutz möchte ich hier ganz absehen, möchte auch die Bilder schöner Kameradschaftlichkeit vergessen, wie Pariser und Wiener Kritiker bei einer Premiere, bei einem Debut mit wichtigen Mienen flüsternd eine Art Vorbörse der öffentlichen Meinung veranstalten. Wogegen die Berliner Kritiker sich bei einer Entscheidung meiden, nur um nicht voneinander abzufärben, und sich recht undurchdringlich machen, damit auch die Talentlosesten noch einzeln, unterschieden, anders bleiben können. Sie sind so ängstlich wie Leute, die sich vor einer Ansteckung auch durch die bloße Uebertragung der Atmosphäre fürchten. Der Kritiker im Ausland sucht viel mehr die Atmosphère ambiante, er saugt sie ein, wenn wir den Atem anhalten, er will mit den Menschen um ihn von derselben Atmosphäre leben, mit der Seele der Menge gleichzeitig und gleichartig empfangen. So sehr er sich auch von ihr unterscheiden mag mit allen Elementen seiner Bildung, mit seinen individuellen Neigungen und Fähigkeiten, er lebt mit ihr unter demselben Horizont, dem des nationalen Bedürfnisses und Geschmackes. Es gibt wohl einzelne, die einmal nach unbekannten Küsten steuern, aber sie kommen immer wieder zurück, und man legt keinen Wert darauf, daß sie von dem, was da unten geschieht, etwas wissen oder erzählen. Barbey d'Aurevilly konnte kein Kritiker für Franzosen sein, weil er den Shakespeare so gut wie ein Germane verstand. Der alte Sarcey beschäftigte sich einmal prinzipiell mit der Frage, ob der Naturalismus das Theater befruchtet habe, um die Möglichkeit zu verneinen. Dahinten in Deutschland, oder in Skandinavien, oder auch in Rußland mag das anders sein, aber das geht uns Franzosen nichts an. Anders macht es ein geistreicher Mann wie Lemaître auch nicht, bequemer und glücklicher als der deutsche Kritiker, der mit kapitalen Freß- und Verdauungswerkzeugen ausgerüstet sein muß, um seinem Publikum alle möglichen und unmöglichen Speisen aus aller Herren Küchen vorurteilslos vorzukauen. In den länger zentralisierten Ländern ist das Theater eben eine abgeschlossene, selbstgenügsame nationale Institution, geschaffen in einer langen Auslese durch die Instinkte des Publikums, gehalten und eingeschränkt durch eine alte zähe Tradition. Es kann da nichts radikal zerstört und nichts radikal neu gemacht werden; die Konventionen ändern sich, aber die Konvention bleibt. Das Theater beruht auf einem Vertragsverhältnis zwischen Leuten, die täuschen, und solchen, die getäuscht werden wollen, oder anders gesagt, zwischen Leuten, die eine Illusion herstellen, und solchen, die Sinn und Verstand darauf einzustellen versprechen. Das Theater darf und will keine reine voraussetzungslose Kunst sein: der Autor arbeitet mit seinen Hilfsmitteln,

die ihm den ungeheuren Vorteil schnellster Versinnlichung bringen, und der Stoff, den er im letzten Sinn bearbeitet, ist die seelische Materie einer auf drei Stunden homogen gewordenen Menge. Die seelischen Empfindungen, die die Menge haben kann, haben möchte, sind wie die Farben auf einer Palette; darüber hinaus gibt es keine anderen. Und das Publikum ist zugleich wie die Leinwand, es bietet die Fläche, die sich bereit erklärt, den Schein der drei Dimensionen zu tragen.

Allein der Deutsche hat den ehrwürdigen Eigensinn, das Theater für eine reine Kunst halten zu wollen, die ihre seelische Wucht nicht auf die Bedürfnisse des empfangenden Mediums einrichtet. Ein Drama soll keine Maschine, sondern ein Naturereignis sein. Demnach unterscheidet er mit Recht oder Unrecht, und ob sich auch Oscar Blumenthal giftet, zwischen dramatischen Dichtern und Bühnenschriftstellern; für die einen hat die Kritik, die heute in Betracht kommt, alles, für die anderen gar nichts übrig. Der Dichter kann sich, wie Ibsen, den technischen Forderungen der wirklichen Bühne auf das korrekteste anpassen, Hauptsache bleibt die schamvolle Zeugung im Dunkeln, das Schaffen aus innerer Nötigung, das absichtslose Werden eines allerpersönlichsten Produktes, an dessen Bildung die Vorstellung einer empfangenden, wartenden, zustimmenden Gesellschaft mit den und den Dispositionen ganz unbeteiligt geblieben ist. Der Zweck dieses Dramas ist nicht, verstanden zu werden, sondern sich selbst zu bekennen. Diese trotzige Ungeselligkeit bedeutet soviel Stärke wie Schwäche, und es macht uns vielleicht eine besondere Freude, einem Starken zu helfen, dem es doch irgendwie an der Vollkommenheit der Rüstung fehlt, daß man ihm den Rücken decken muß.

Der deutsche Dichter tut möglichst wenig für die Bühne, um hinterher soviel mehr von ihr verlangen zu müssen. Er will seine wildesten Kinder vom Theater adoptiert wissen, ohne daß dieses bei der Erziehung hat mitraten dürfen. Diese Rücksichtslosigkeit hat häufig zu einer Entfremdung, zu einem Verhältnis des Hasses geführt, und wenn man einen Kleist versteht, der die Bühne mit Hunden und Elefanten stürmt, so versteht man auch die Klage des Theaterdirektors Goethe über die jungen unnachgiebigen Genien, die für das „unsichtbare Theater" arbeiten. Nun ist gerade dieses unsichtbare Theater unsere Liebe, wir wollen es immer wieder verwirklichen und der flüchtigen Woge ein Stück Land abgewinnen, so oft es auch wieder weggerissen wird. Das unsichtbare Theater, das metaphysische, hinter den Sinnen liegende, entdecken wir auch bei Shakespeare, und wir werfen Herrn Tree gerade vor, daß er uns davon nichts ahnen läßt. Shakespeare war ein so gewaltiger Beherrscher seiner gegenwärtigen, wirklichen, sichtbaren Bühne, daß die Matrosen ihn auf ihre Art ebensogut verstanden wie die Lords, die mit ihnen eine Welt zu erobern begannen. Damit ist nicht gesagt, daß er nicht auch noch anders verstanden werden kann, daß das Jahrtausend nicht noch tiefer sieht als das Jahrhundert, und daß, wer am tiefsten schöpft, sich nicht mit seinen feineren seelischen Bedürfnissen dem überlegen fühlt, der nur den Schaum bekommt. Das Meer leuchtet nur nachts und nur dem ganz in die Tiefe gebannten Auge. Es ist gewiß ein Unglück für uns, daß keine Matrosen im Parterre standen, als unsere dramatische Literatur geboren wurde, oder daß ihr die Wasserträger fehlten, die zu Madrid über die Schönheit eines Calderonschen Verses disputierten. Als der deutsche Dichter sich der vernachlässigten Bühne wieder zuwandte, mußte er die bürgerliche Klasse ansprechen mit ihrem Emanzipationstrieb und

Bildungsbedürfnis statt einer leidenschaftlichen Menge, die eine Nation von oben bis unten repräsentieren konnte. Bei der Entstehung unserer Bühne hat der Adel und der Pöbel gefehlt, statt der Degenstiche und Prügel hatte der Dramatiker gleich die Kritik zu fürchten; die Bühne fing nicht naiv an, sie wollte es werden, wollte ihre Bretter in Erde verwandeln, wollte im engen Haus den ganzen Kreis der Schöpfung ausschreiten.

Die deutsche Innerlichkeit ist zu eigensinnig, zu unnachgiebig, um sich den tyrannischen Forderungen des Theaters zu unterwerfen, und es bleibt immer ein Stück unbändiger Natur, unfaßbarer Seele zurück, das sich dem einschränkenden Rahmen der Konvention nicht gefangen geben will. Viele unserer Dramen, und nicht die schlechtesten, lebten im geistigen Besitzstand des einzelnen als aufbauende Elemente unserer Menschenbildung, und wenn wir sie dargestellt sehen, inmitten einer schauenden Menge vor ihre konkrete Erscheinung gesetzt, soweit sie sich eben verwirklichen läßt, dann bleibt uns gewöhnlich ein Gefühl der Enttäuschung, der gerade hier unbefriedigten Sehnsucht, die mit dem, was sie verehrt, am liebsten aus der Gemeinsamkeit in die Einsamkeit flüchten möchte. Wir haben noch im letzten Jahrhundert dramatische Genien von unvergleichlicher seelischer Tiefe und Schöpferkraft gehabt, wir haben, begünstigt durch das Sonderleben der Landschaften, eine vielseitige Entwicklung theatralischen Lebens, und dennoch läßt sich nicht leugnen, daß der beste Deutsche in seinen besten Stunden das Theater nicht liebt, weil es ihm mehr und weniger gibt, als er wünscht, mit seiner begrenzenden Sinnlichkeit, die die reine Aussprache zwischen den Seelen des Schaffenden und des Empfangenden beeinträchtigt. Der römische Geschichtsschreiber wunderte sich, daß die alten Germanen von ihren Göttern keine Bilder machten, daß sie die Gottheit verehrten im Rauschen der heiligen Haine, im fließenden Wasser, im wehenden Wind. Unsere Götter sind den Romanen immer noch unsichtbar, und sind es wieder den heutigen Angelsachsen. Gerade das Deutsche an Goethe fühlen sie nicht, und die Gemütswelten der Kleist und Hebbel sind ihnen unzugänglich wie unsere alten Wälder. Sie sehen ein seltsames Symbol, aber wir hören das Rauschen und Raunen, das Flüstern und Klingen. Alles was deutsch ist, kann weder in Gedanken noch in Bildern ganz gefaßt werden. Die deutsche Persönlichkeit erschöpft sich nicht in dem vom Leben abgelösten Werk, es ist, als ob jede noch ein Stück Chaos hinterließe, einen ungeformten Lebensstoff, der nicht durch den künstlerischen Prozeß dem schwankend flüssigen Zustand enthoben und kristallisiert worden ist. Unsere Besten leiden an diesem Ueberfluß ohne die zweckmäßige Oekonomie, die künstlerische Kapitalien sicherstellt, sie leiden an dem Widerstande gegen die erwählte Gattung, die das Unendliche nur im Endlichen darstellen kann. Sie sträuben sich, abzuschließen, und auszuschließen gemäß den technischen Notwendigkeiten des Handwerks, als des goldenen Bodens aller Kunst, der Entsagung, Selbstbeschränkung bedeutet.

Diesen tragischen Genien, deren Reich nicht ganz von dieser Welt der Bühne ist, gilt unsere zäheste Liebe. Wir sind für diese Absoluten, für die Gottesgnadenmenschen, nicht für die konstitutionellen Monarchen, die mit der Bühne ein Kompromiß geschlossen haben; denn sie brauchen uns nicht. Wir sind ihre Leibgarde, lauter Don Quixoten. Wir wissen, daß das Theater nicht immer reine Kunst sein kann, daß es immer Geschäft sein muß, aber wir ignorieren es hartnäckig, als ob wir ein Wunder erwarteten, daß die unverkümmerte Natur sich plötzlich auf der Bühne darstellt, daß die Elementargeister der

Poesie selbst über Nacht dem Regisseur sein mühseliges verzwicktes Handwerk vorwegnehmen. Manchmal wird man müde von allen halb erfüllten Illusionen und möchte lieber Sancho Pansa sein, aber man setzt sich immer wieder mit eingelegter Lanze auf die alte Rosinante. Es mag seine Berechtigung haben, daß man uns von weit her für Kabbalisten und Metaphysiker einer Dramaturgie der Wolken hält, aber da das Nahe, Mögliche, Tägliche sich auch ohne uns recht ungestört auf der niedrigen Erde vollzieht, so wollen wir uns an unserem Beruf weiter durch den Idealismus entschädigen, der das unsichtbare Theater und seine Erfüllung schaut.

Rundschau

Tustanowice. Wenn irgendwo in der Welt eine Katastrophe hereinbricht, die Milliarden-Verluste nach sich zieht, oder wenn irgendwo eine recht hahnebüchene Dummheit gemacht wird, die das gleiche Resultat hat, so ist mit geradezu unheimlicher Regelmäßigkeit deutsches Kapital dabei. In San Francisco haben die deutschen Versicherungs-Gesellschaften viele Millionen verloren. An den Goldminen Transvaals, die England ganz immens bereichert haben, hat der Deutsche bisher nur Verluste erlitten. Wenn europäische Mittelstaaten sich bankrott erklärten, so waren es immer solche, an deren Anleihen das deutsche Kapital hervorragend beteiligt war. Und wenn in Nordamerika zwei schlechte Ernten den in solchem Falle zur Regel gewordenen Bahnenkrach verursachen werden, wenn in Brasilien der Schwindel der Kaffee-Valorisation sein Ende mit Schrecken nehmen wird, dann werden wiederum Hunderte von gut deutschen Millionen verloren sein. Woher mag das wohl kommen? Woran liegt es, daß der deutsche Kapitalist in der ganzen Welt die Rolle des dummen Hans spielen muß? Vielleicht ist der deutsche Reichtum noch zu jung und darum die finanzielle Erfahrung zu gering. Vielleicht ist auch der deutsche Gesetzgeber schuld, der die Bürger wie überall so auch auf dem Gebiet der Kapitalsanlage zu gängeln versucht und in ihnen den Wahn erzeugt, daß jeder Mißbrauch ihres Vertrauens behördlich verhindert werde. Volkswirtschaftler machen gern unsere Banken für die Verluste verantwortlich. Sie bedenken wohl zu wenig, daß die Banken immer nur diejenigen Geschäfte vermitteln, für die sie eine gewisse Neigung bei dem Publikum voraussetzen dürfen. Ich weiß freilich nicht, ob das eine vollgültige Entschuldigung ist; vielleicht sollten die Leiter unserer Großbanken etwas mehr Selbstzucht üben und bedenkliche Geschäfte unterlassen, auch wenn der Resonnanzboden dafür ein guter ist. Aber die Erfahrung lehrt, daß solche Enthaltsamkeit sich bisher in Deutschland nicht bewährt hat. Man kann das deutsche Kapital nicht vor sich selbst und seinen undisziplinierten Wünschen retten. Kommen die Großbanken dem Verlangen nach hohem Zins und schnellem Gewinn nicht genügend entgegen, so geht das Publikum nur anderen, gewissenloseren Vermittlern auf den Leim. Und statt an den exotischen Geschäften der Banken Teile seines Kapitals zu verlieren, verliert der deutsche Sparer an Bohranteilen und ähnlichen Anlagen das ganze Kapital. Was jetzt im galizischen Petroleumbezirk vor sich geht, ist dafür ein lehrreiches Beispiel.

Die junge Petroleum-Industrie Oesterreich-Ungarns macht eine akute Krisis durch, und obwohl die deutschen Banken sich hier im Gegensatz zu den österreichischen sehr reserviert verhalten haben, verliert das deutsche Sparkapital in Galizien zahlreiche Millionen. Gefällige Vermittler haben dem Publikum die Bekanntschaft der sog. „Brutto-Prozente" vermittelt. Das sind Berechtigungsscheine, die dem Verpächter ölhaltigen Bodens einen gewissen Anteil an der etwaigen Rohölausbeute sichern. Für den galizischen Bauern haben diese Bruttoprozente einen gewissen Wert. Er erhält sie ohne Kosten dafür, daß er dem Unternehmer erlaubt, auf seinem Grund und Boden ein paar Bohrlöcher niederzubringen. Findet der Unternehmer nichts, so schadet es nichts; der Bauer beackert sein Feld dann nach wie vor. In der Regel aber stößt der Bohrende auf Oel, und zwar auf ein verhältnismäßig gutes, helles, leicht zu raffinierendes Oel; der ganze Ostabhang der Karpathen ist ölhaltig, und stellenweise in dem Maße, daß schon beim Graben mit dem Spaten das flüssige Harz aus der fetten Erde rieselt. So viel oder so wenig der Unternehmer auch zutage fördern mag, für den Bauern bedeutet sein Bruttoanteil ein risikofreies Wertobjekt. Er braucht nur die Höhe der Ausbeute und den Preis des Rohöls zu kennen, um sich seine Einnahme genau ausrechnen zu können, denn an den Unkosten nimmt er nicht teil. Ein Risiko bedeuten die Bruttoprozente nur für den, der sie dem Bauer für

gutes Geld abgekauft hat. Denn was für diesen ein bares Geldgeschenk ist, kann für jenen eine recht unzulängliche Verzinsung seines Kapitals sein. Dessenungeachtet haben sich die Spekulanten in Heuschreckenschwärmen auf die Bruttoprozente gestürzt und sie den Bauern aus den Händen gerissen, natürlich zu recht hohen Preisen. Das Publikum erhielt die Scheine dann aus zweiter oder dritter Hand, wiederum mit enormen Preisaufschlägen belastet; aber nicht etwa die Scheine selbst, sondern Zehntel- oder Hundertstel-Anteile an ihnen. Die Regierung versuchte diesem Wucher verschiedentlich entgegenzutreten, z. B. mit der Bestimmung, daß der Brutto-Anteilschein eines Oelfeldes in nicht mehr als vierzig Teile zerlegt werden dürfte. Aber die Aufkäufer beantworteten alle diese Maßregeln nur mit neuen Preisaufschlägen. Als Wien von den Bruttoprozenten nichts mehr wissen wollte, wanderten sie nach Berlin, und hier hat der Hausierhandel wahre Orgien gefeiert. Bis zu 1600 Mark hat man sich für ein Zehntel eines Prozents zahlen lassen. Und als der Unfug gerade seinen Höhepunkt erreicht hatte, da kam der Krach in der galizischen Erdöl-Industrie. Heute konstatiert man in Wien mit versteckter Schadenfreude, daß das deutsche Kapital die Hauptkosten zu zahlen hat, und für 20 bis 30 Millionen Kronen Bruttoprozente in Deutschland abgesetzt worden sind. Die Krisis war übrigens vorauszusehen. Denn die Petroleum-Industrie gehört an sich zu denjenigen Produktionen, die sich niemals gradelinig, sondern in jähem Zickzack entwickeln, weil der Zufall bei ihnen eine große Rolle spielt. Die Oel-Ausbeuten entziehen sich der Berechnung noch mehr als die Ausbeuten von Gold- und Silberminen. Gerade die ergiebigsten Quellen versiegen von heut auf morgen; anfänglich bescheiden fließende Quellen dagegen liefern jahraus, jahrein ein Oelquantum, das über jede Vorausberechnung hinausgeht. Daher kommt es, daß in der Petroleumindustrie fast immer ein Teil sich in Verlegenheit befindet: Bei reichlicher Oelausbeute wissen die Rohöl-Gesellschaften nicht, wo sie mit ihrem Produkt hin sollen, da die Raffinerien nur auf kleinere Quantitäten eingerichtet sind. Lassen die Quellen nach, so wissen die Raffinerien nicht, woher sie ihr Oel nehmen sollen. Einen Ausgleich durch Export und Import gibt es nicht, denn das Rohöl verträgt bei seiner Billigkeit Transportspesen fast so wenig, wie Wasser sie verträgt. In Galizien hat nun die Entwickelung dahin geführt, daß einer unheimlich wachsenden Oelausbeute eine viel zu kleine Zahl Raffinerien gegenübersteht. Die Konkurrenz mit dem russischen, rumänischen und namentlich dem amerikanischen Petroleum hat die Preise so sehr gedrückt, daß die Errichtung neuer Raffinerien unterbleibt. Und die bestehenden haben kein erhebliches Interesse an einem hohen Petroleumpreis, weil momentan die Herstellung von allerhand Nebenprodukten, hauptsächlich Benzin, lohnend genug ist, um für den Gewinnentgang beim Petroleum zu entschädigen. Die eigentliche Krisis aber ist eine Folge des Eindringens der Amerikaner in die galizische Erdölproduktion. Die Standard Oil Co. hat durch eine Tochtergesellschaft zwei Raffinerien errichten lassen, eines ihrer beliebtesten Konkurrenz-Manöver, durch die sie das galizische Petroleum vom Weltmarkt vertreiben wollte. Dagegen setzte sich die Petrolea, die Organisation der Rohölproduzenten, zur Wehr. Sie versuchte, den amerikanischen Raffinerien das Rohöl zu sperren, indem sie mit Hilfe enormer Vorschüsse, die aus der Kasse der österreichischen Kreditanstalt stammten, das galizische Rohöl in ihre Reservoirs zu leiten suchte. Der Versuch wäre wohl geglückt, wenn nicht diese Jagd auf das Rohöl zahllose erfolgreiche Bohrungen und damit eine Ueberproduktion an Oel hervorgerufen hätte. So aber ließ sich mit mathematischer Genauigkeit der Zeitpunkt ausrechnen, an dem die Reservoire der Petrolea und der von ihr versorgten Raffinerien eine weitere Oelaufnahme verweigern, und an dem die verfügbaren Kredite aufgebraucht sein würden. Es blieb der Petrolea dann auch nichts anderes übrig, als ihre Rohölankäufe zu sistieren und ihre Tanks zu schließen.

Und damit war der Krach da. Unter dem Schutze der Petrolea-Kredite und der durch sie hochgehaltenen Rohölpreise war in den letzten zwei Jahren bei Tustanowice ein ganzer Wald von Bohrtürmen entstanden. Ein paar Jahre zuvor hatte die Oelproduktion von Borysław die von Schodnica in den Hintergrund gedrängt; jetzt mußte sie selbst der noch riesenhafteren Produktion von Tustanowice weichen. Hier haben die ungezählten Bruttoprozente, mit denen Deutschland überschwemmt worden ist, ihre Heimat. So lange der Rohölpreis auf der normalen Höhe von 4 bis 6 Kronen pro Doppelzentner stand, haben die Scheine einen Wert gehabt. Zwar nicht den Wert, den man ihnen auf Grund der ersten Ausbeuten nachgerechnet hat; denn beim Anstich einer neuen Oelquelle gibt es eine Springflut, die nach ein bis zwei Monaten, oft auch schon früher, ebbt, und die zur Unterlage einer Wertberechnung zu machen, glatter Betrug ist. Immerhin stand den Inhabern der Bruttoprozente ein gewisses Quantum Rohöl zu, das einigen Wert hatte. Seit dem Tage der Krisis aber hat auch das ein Ende. Der Rohölpreis ist von $4^1/_2$ Kronen auf 1 Krone gestürzt und hat sich von diesem Fall bisher nur unvollkommen erholt. Damit sind sämtliche Oelgruben bei Tustanowice unrentabel geworden. Einige halten den Betrieb noch aufrecht, andere haben ihn

unterbrochen, die meisten haben ihn aufgegeben. Die auf den stillgelegten Gruben haftenden Bruttoprozente sind damit wertlos geworden. Es ist natürlich nur eine Frage der Zeit, daß die galizische Erdölindustrie saniert wird. Sie ist ein zu wichtiges Ingrediens der österreichischen Nationalwirtschaft, als daß man sie sich selbst überlassen könnte. Und tatsächlich hilft die Regierung jetzt bereits durch allerhand wirtschaftliche und polizeiliche Maßnahmen. Aber die Inhaber der Bruttoprozente haben nichts davon. Die Oelgruben werden zwar wieder in Betrieb genommen werden, aber zum größten Teil nicht von denen, die sie den Bauern abgepachtet haben. Die Abmachungen zwischen diesen und den Erstunternehmern sind null und nichtig geworden an dem Tage, an dem der Betrieb eingestellt worden ist. Die neuen Unternehmer werden neue und natürlich ungünstigere Abmachungen treffen. Der Bauer erleidet keinen Schaden, denn er hat ja seine Bruttoprozente längst verkauft. Den Schaden erleiden die deutschen Kapitalisten, die den österreichischen Vermittlern jeden geforderten Preis dafür gezahlt haben.

So hat das deutsche Bürgertum viele Millionen in Tustanowice verloren. Wo wird es wohl die nächsten Millionen verlieren?

Alfred Lansburgh.

Theater.

Vorläufige kritische Bemerkungen. Es ist gewiß übertrieben, den Beginn einer Saison stets als die erneute Feindseligkeit gehässiger Direktoren zu empfinden, wie manche tun. Indessen, ein Seufzer kann gestattet sein; man ist doch nur ein Mensch. Und zu den menschlichsten Dingen im Leben gehört es, daß das Herannahen von Pflichten, die sich etwa eine Zeitlang schweigsam entfernt gehalten haben, unsere Seele ansäuert und unser Gemüt wehleidig macht. Nun erst die Pflicht, es unbedingt besser zu wissen! Denn diese ist es, unter der die erbitterte Kritik am schwersten stöhnt. Zwischen peinigender Aengstlichkeit und einem Leichtsinn, der, schuldbewußt, seiner selbst nicht froh wird, zaudert die Wahl des Gewissens. Meist bleibt sie in der Mitte stehen, bei einer durch Achselzucken gemilderten Unfehlbarkeit. Anfälle von Dogmatismus und verdrossene Toleranz. Es ist kein seliger Zustand; die Seufzer lassen sich verstehen. Diese vielen Monate ohne Irrtum auszuharren, ist in der Tat eine arge Zumutung. Aber da hilft nichts, die Sache will's!

Wirklich? Gehört diese massenhafte und fortgesetzte Erzeugung bestimmter Urteile so zweifellos zu den großen Notwendigkeiten? Vom Zweck und Recht der Kritik soll hier garnicht die Rede sein; es tut so verdächtig weh, darüber nachzudenken! Sie besteht nun einmal, und damit mag einstweilen bewiesen sein, daß sie bestehen muß. Und da sie besteht, so muß sie auch urteilen, denn das folgt aus ihrem Wesen. Und wenn sie öffentlich und endgültig urteilt, so hat sie doch eben die Pflicht, es besser zu wissen. An diese unfroheste Aufgabe, die es für einen ehrlichen Kopf geben kann, scheint sie nun einmal gebunden zu sein.

Heraus aus diesem Zirkel! Die leidige Kette der Schlüsse muß dort zerbrochen werden, wo die Identität von Kritik und Urteil eingesetzt ist. Kritisieren heißt unterscheiden, nicht entscheiden; heißt suchend anschauen, nicht kategorisch verweisen; begierig erforschen, nicht mürrisch predigen. Kritik ist beredte Liebe zur Sache. Der Kritiker hat nur eine heilige Pflicht: dabei zu sein. Sie ist, wie ich sie verstehe, nicht einmal gar so einfach. Denn es gehören keineswegs nur Augen und Ohren dazu und etwas, worauf man sitzt, sondern auch noch ein paar Dinge, die nicht ein jeder hat und selten einer in sich zu pflegen weiß. Vor allem herzliche Freude an sich selbst: wer seine eigene Gegenwart nicht mit Wonne verspürt, kann unmöglich auf die rechte Art mit dabei sein. Wenn er sich selbst nicht fühlt, wie soll er die Welt um sich her fühlen? Und darauf kommt es an. Der Gedanke erkennt und unterscheidet, aber zuvor ergreift das Gefühl. Wer dabei sein will, muß mitfühlen. Mit allem, was ist, und mit allem, was wird; mit dem, was zum Leben will, und mit dem, was ins Leben kommt; was eine Form hat und was eine Form zu sein versucht. Das Gefühl des Schauenden, der ganz, wie er soll, dabei ist, müßte immer mindestens so weit sein, daß die Welt, die das Kunstwerk bedeutet, darin Platz hat; und, wenn irgend möglich, die übrige Welt noch dazu. Nichts dürfte davon ausgeschlossen sein. Denn nur die tiefe und begeisterte Ueberzeugung, daß alles, was erscheint, ein Recht hat, so zu erscheinen, befähigt zum kritischen Schauen. Wo das Gefühl einmal ein Nein gesetzt hat, dort langt auch das Verständnis nicht mehr hin. Die Anerkennung erst macht die Erkennung möglich. Ein rechter Kritiker sein, heißt also, das ganze Leben (und die Kunst vor allem) ungeheuer lieb haben, sich nirgends abwenden und nichts verschmähen, überall vergnügt verweilen und das Fremdeste mit Lust zum Eigensten machen, kurz: unter allen Umständen und auf das intensivste dabei sein. Kritik ist nur ein besonderer Ausdruck mächtigster Lebensfreude.

Man verstehe: anerkennen heißt noch nicht lobpreisen. Das Gefühl, mit dem ich ein Ding umfasse, um es an mich heranzubringen, ist wohl von dem Gefühl unterschieden, das ich an ein Ding wegschenke. Es handelt sich nicht darum,

alles zu bestätigen, sondern nur darum, alles in seinem Sinne gelten zu lassen. Nicht seinen Standpunkt, nur seine Augen muß man möglichst überall haben. Nur so kommt man jedem sachlichen Verhältnis mit gutem Anstand bei. Und das ist eigentlich die wichtigste Arbeit der Kritik: die Maße und Verhältnisse an den Dingen der Kunst leidlich richtig zu erkennen. Die Bestimmung der Werte muß sich dann, soweit sie unumgänglich ist, von selbst ergeben. Aber man vergesse nie dabei, daß jede Ansetzung eines Wertes bis zu einem gewissen Grade Täuschung und Selbsttäuschung ist. Ganz objektiv genommen hätten alle Erscheinungen der Kunst denselben Wert; nur die Art der Betrachtung verleiht ihnen verschiedene Höhe, verschiedenes Gewicht, verschiedene Bedeutung. Die Art der Betrachtung kann aber nur eine rein persönliche sein, da es objektive Sinne und Gedanken nicht gibt. Je größer und weiter und gerechter, das heißt teilbarer und dehnbarer, das Gefühl des Erkennenden ist, desto subjektiver sein Erkennen; denn er wird nur umso persönlicher an jede Seite eines jeden Dinges herankommen können. Kritik ist also im Wesen subjektiv; objektive Kritik wäre eine contradictio in adjecto. Oder: „Kritik ist nur der möglichst sachliche Ausdruck für persönliche Irrtümer."

Das sollte man festhalten. Und sollte eher den Mut haben, mit gutem Gewissen zu irren — weil man ja doch nicht anders kann — als mit schlechtem Gewissen unfehlbar zu sein. So werden die Bestimmungen, die sich als wertende Urteile gebärden, viel seltener, und die unerträglichste Last des Gewissens ist von der Kritik genommen. Persönliche Aussprache ist alles. Wem das Leben in allen seinen Erscheinungen lieb und kostbar, und wem die Kunst die höchste und vollste Form des Lebens ist —, und nur ein solcher kann, meine ich, die notwendige innere Allgegenwart des rechten Kritikers haben —, der wird sich vor den starken und endgültigen Verneinungen vorsichtig hüten. Brutale Ablehnung ist die bedenklichste, vielleicht die unbrauchbarste Art der Kritik. Daß sie dennoch die häufigste ist, verschuldet der Irrtum, der sich immer wieder zum Richten und Urteilsprechen verleiten läßt. Kritik ist kein Gericht über Schöpfungen anderer, sondern eine Untersuchung eigener Erlebnisse. Unter dem Zwange des persönlichen Geschmackes, der bestimmten Qualitäten kräftiger antwortet, bestimmte Entwicklungen bevorzugt, bestimmte Zwecke besonders betont, ergibt sich dann wie von selbst aus der reinlichen Erkenntnis ein deutlich und sicher gerichteter Wille: was man den Standpunkt des Kritikers zu nennen pflegt. Wobei nur sehr zu beachten ist, daß die Kritik den Standpunkt bringt, und nicht der Standpunkt die Kritik. Es kann sich — um es anders zu sagen — nicht um vorgefaßte Grundsätze handeln, aus denen ein Urteil über einen Gegenstand erfließt, sondern nur um bestimmte Kennzeichen und Eigenheiten der Persönlichkeit, die sich nun, bei der erklärenden Betrachtung künstlerischer Erlebnisse, richtunggebend anzeigen. Je weniger man sich seinem Standpunkt bewußt verpflichtet und unterwirft, desto ursprünglicher, unmittelbarer, persönlicher muß er zur Erscheinung drängen. Und alle Wertung und Distanzierung, die er bringen kann, müßte eigentlich von vornherein, wohlerkennbar und nicht zu mißdeuten, das stolzbescheidene Zeichen tragen, das besagt: Dies alles gilt nur für mich und meine Welt. Wer sich daran hält, tut dies auf eigene Gefahr und ohne meine Verantwortung! Ich selbst kann nur für mich und meinen Eindruck stehen!

*

Nun sind die Leser gewarnt und wissen, daß ich nicht imstande und nicht willens bin, objektive Urteile zu erzeugen. Ich bin nur ganz vergnügt, daß ich da bin, finde, daß alles genau so ist, wie es sein muß, und werde mich hüten, irgend etwas besser machen zu wollen. Von selbst muß es werden; und ich mute mir das Amt zu, genau aufzupassen und von Zeit zu Zeit zu erzählen, wie ich es werden sehe.

So setze ich mich zu diesem neuen „College Crampton" ins Lessing-Theater, bin sehr vergnügt und sage mir: Vor Jahren, als Brahm dieses Drama mit seinen Leuten gab, da war es ein anderes Stück. Engels spielte den Crampton und war wie ein ernsthaftes Kind, wie ein begabtes und unkluges Kind. Bei Bassermanns Crampton hatte ich den Eindruck: So taumelt einer, dem sein Leben als Mann zu wenig gehalten und zu viel genommen hat, ins trostreiche Greisentum hinüber. War das eine verschiedene Auffassung des Schauspielers? Was ist Auffassung beim Schauspieler? In den allermeisten Fällen doch nur die klügste Verwendung seiner Mittel auf die Ausgestaltung einer besonderen Figur. Also Technisches, Körperliches, ins Geistige und Seelische umgedeutet. Dieser Crampton ist ganz von der nervösen, das Einzelne intensiv durchdringenden, in Erschütterungen des Momentes schwelgenden Technik Bassermanns erfüllt. Er ist wieder eine vollkommene Offenbarung dieser fieberhaft spannenden Technik, die eben mit ihrem jähen Wechsel von Lauern und Losschlagen, von launenhaftem Detail und gewaltigster Konzentration diesen Eindruck des Brüchigen, von Innen her Zersprengten, dem Verfall Zueilenden so sehr befördert. Sein Crampton ist, an seiner Natur gemessen, vollkommen. Er würde das Stück vielleicht ein wenig über meinen Geschmack verdüstern, wenn nicht von der anderen Seite der mühelos helle

Humor des Herrn Marr wieder so viel gutes Licht hinüberstrahlte.

Mit „Fräulein Julie", das jetzt in die Kammerspiele aufgenommen wurde, ergeht es mir seltsam. Ich finde in der Darstellung wohl die Figuren in wünschenswertester Prägnanz und Ausführlichkeit, aber ich finde die besondere Stimmung des Stückes nicht. Warum? Ich habe keine Antwort. Man könnte ja, weil doch von Stimmung die Rede ist, dem Regisseur irgend einen vagen Vorwurf hinschleudern, mehr Glut oder Farbe oder Intensität des Spieles verlangen, oder sonst eine Phrase abrunden, die man dann weiter nicht vertreten muß. Aber das würde nichts helfen und nichts heißen, solange man nicht ganz genau sagen kann, wie es glühender, farbiger, intensiver hätte gemacht werden können. Auch hier, und hier besonders kommt es zumeist auf das Technische an. Und wer, der noch nie inszeniert hat, wird sich erdreisten, zu sagen, daß er das Technische dieser mysteriösen Tätigkeit versteht? So kann es sein, daß der Regisseur an dem Mangel, den manch einer von uns empfand, ganz unschuldig war. Vielleicht sind wir selbst schuld. Vielleicht können wir dieses Stück gar nicht mehr als ein wirkliches Drama betrachten, sondern nur als ein dramatisches Experiment, daß uns zu lange schon theoretisch interessiert und prinzipiell beschäftigt hat!

Willi Handl.

Kleines Theater. „Die Stimme der Unmündigen" bedeutet keinen Fortschritt im dramatischen Schaffen Swen Langes. Eine Backfisch-Komödie, die — in ihren drei Akten erträglich — in einem Akte hätte unterhalten können.

Der Inhalt: I. Eine Rektorsfamilie; bei ihr zu Besuch ein Vetter der Rektorin, ein bekannter Opernsänger. Die Backfische des Orts umschwärmen den Vetter. Nur des Rektorpaars vierzehnjähriges Töchterlein weicht ihm grollend und furchtsam aus, warnt die Freundinnen vor ihm, der ein gefährlicher Mensch sei. Als sie gar vom Fenster aus sieht, wie der Vetter der Mutter höflich die Hand küßt, steht's bei ihr fest: er liebt die Mutter; will sie entführen; der arme Vater!

II. Der Freundin vertraut sie das große Geheimnis an; sie wird sich mit ihm schießen; schlägt ihn ins Gesicht und nennt ihn einen Schurken. Offenbart sich dem Vater, der die Fieberphantasien des überreifen Kindes zwar durchschaut, sie aber doch zum Anlaß einer Aussprache mit der Frau Rektorin nimmt.

III. Bei dieser Aussprache stellt es sich heraus, daß des Rektors und der Rektorin Glück kein natürliches, vielmehr ein von der klugen Frau Rektorin zusammengezimmertes ist, an dem auch nur mit Worten zu rühren gefahrvoll ist. Und der Vetter reist ab mit Rücksicht auf die Nerven des Kindes. —

Gelungen ist Swen Lange das kleinbürgerliche Rektorenpaar. Diese Rektorsfrau, die längst Verzicht geleistet hat auf ein Glück nach ihrer Wahl, die sich mit Vernunft und starkem Willen in einer ihr fremden Welt endlich doch zurechtgefunden hat, und die sich in jedem Augenblick des Zweifels laut vor Augen führt: „du bist ja doch zufrieden, eben weil du's ja sein mußt"; dieser Rektor, der den Dingen des Lebens niemals auf den Grund gegangen ist, der sich gern gedankenlos in sein Glück lullt und dem das friedliche Gleichmaß seines häuslichen Lebens höchstes Glück bedeutet nur weil kein lauter Mißton es stört — — — diese beiden Gestalten sind Menschen.

Aber die Tochter! Nein! Sie ist es nicht! Ist kein Mensch, kein Kind. Weder naiv, noch frühreif — — allenfalls hysterisch. Doch auch das nicht.

„Kinder sind Rätsel von Gott und schwerer als alle zu lösen," sagt Hebbel. Wenn dies Kind sich aber mit weit aufgerissenen Augen ängstlich scheu an den Wänden herumdrückt, noch ehe sie den Mund öffnet, ist's überzeugend und Pflicht der Eltern, den Arzt zu Rate zu ziehen. Statt dessen, was tun sie? Mit heiligem Ernste streiten Mutter und Vetter, ob dieser Zustand des vierzehnjährigen Kindes Liebe oder Haß bedeutet! Du lieber Gott! Und gar dem Vater, der als Rektor des Kindes Psyche doppelt kennen sollte — der dümmste Parkettbesucher merkt's im ersten Akte, daß hier was nicht in Ordnung ist — fällt das veränderte Wesen seines Kindes überhaupt nicht auf.

Etwas hat man übersehen. Mir scheint diese Unmündige anzudeuten: nicht nur, daß die Tochter auf einer scheinbar falschen Fährte den Eltern, oder besser dem Vater (denn die Mutter weiß es längst, die Stimme der Unmündigen sagt Neues also nur dem Vater) zeigt, daß sein Glück nur Flickwerk ist. Nein, diese Tochter fühlt instinktiv ganz richtig, daß die Welt, in der das Glück der Mutter liegt, der Welt des Vetters tausendmal näher liegt als der, in welcher der Vater unbewußt dahinlebt. Und wer weiß auch, wie es kommen würde, wenn der Vetter noch länger im Hause bliebe!

So mag's der eine als Komödie, der andere als Tragikomödie, der dritte als Tragödie bezeichnen. Einer irrt sicher: der Autor nämlich, der es Komödie nennt.

Swen Lange ist trotz allem ein Dichter. Hier und da flickt er Gedanken in seine Tragödie, die unmittelbar nichts mit ihr zu tun haben. offenbar auch ganz anderer Her-

kunst sind. So das Beste aus der Arbeit: „das ist Glück", ein Gedicht in Prosa. Jeder von uns, der Paris erlebt, Paris empfunden hat, kennt's; einmal, hundertmal hat er's empfunden. Mit diesem Stück aber hat's nichts zu schaffen. Und ich glaube, ich bin auf richtiger Fährte, wenn ich es in den Tageblättern Swen Langes suche.

Uneingeschränktes Lob verdienen 1. Barnowsky. Wenn wir auf die Anfänge seiner Tätigkeit zurückblicken und das Auseinanderspiel von damals mit dem Zusammenspiel von heute vergleichen, so können wir ermessen, was mit ernster Arbeit zu erreichen ist. Hier wurde unermüdlich auf ernste Ziele hingearbeitet, und der erste Mißerfolg, Herr Zickel, lieferte den literarischer Arbeit geweihten Tempel nicht gewissenlos spekulativen Spaßmachern aus.

2. Die Regie, die bis ins kleinste die Stimmung festzuhalten wußte, und der es gelang, das viele Ungesprochene in dieser Tragödie auszudrücken.

3. Lia Rosen; eine Künstlerin; an ihr war nichts Uebertragung. Ob wahrscheinlich, ob unwahrscheinlich, was sie sagte, ihr glaubte man alles; denn jede Gefühlsäußerung kam und wirkte unmittelbar; während man dem Treiben Lotte Kleins ungläubig gegenüberstand; um so ungläubiger, je mehr sie sich bemühte, glaubhaft zu erscheinen. A. L.

„Die Gemeinschaft der Eigenen".

Gut unterrichtet über interne Angelegenheiten bei Hofe und bei den ihm nahestehenden Kreisen ist „Die Gemeinschaft der Eigenen", die sich stolz „Philosophische Gesellschaft für Sittenverbesserung und Lebenskunst" nennt.

Man könnte danach meinen, es handle sich hier um die Aufklärung Minderjähriger, den Schutz Alleinstehender, die Bekehrung Gefallener, die Erziehung zur Arbeit, die Schaffung von Lebensbedingungen und um ähnliche, den Namen der Gemeinschaft rechtfertigende Bestrebungen. Nichts von alledem! Die Gemeinschaft der Eigenen ist der Sammelpunkt der intellektuellen Homosexuellen. Sie gab vor Jahren bereits für ihre Mitglieder künstlerisch vollendete Monatshefte heraus, die jedes Bibliophilen Herz erfreuen mußten. Psychologisch boten diese Veröffentlichungen, die natürlich nicht in den Buchhandel gelangten, oft Interessantes, und manch einer wurde Mitglied der Gemeinschaft, nur um in den Besitz dieser Veröffentlichungen zu gelangen.

Unsere moralischen Begriffe über die homosexuelle Liebe sind unter dem Eindruck wissenschaftlicher Forschung längst andere geworden. Wenn wir sie, wie alles Widernatürliche, auch unästhetisch finden, die Vorstellung einer strafbaren Handlung verbinden wir längst nicht mehr mit ihr. Wir haben vielmehr den Wunsch, die Andersgearteten möglichst ungestört, aber auch möglichst fern von unseren Blicken gewähren zu lassen, statt sie zu verfolgen. Denn wir verlangen nicht — und wünschen's nicht einmal —, daß sie entgegen ihrer Veranlagung *unsere* Wege gehen. Diese Konzession aber muß ihnen unbedingt genügen.

Wenn der § 175 über kurz oder lang auch fällt und der Begriff der „Unzucht" damit beseitigt wird: homosexueller Veranlagung wird damit die „Widernatürlichkeit" nicht genommen. Sie bleibt ungemildert bestehen.

Das kann gar nicht nachdrücklich genug schon heute betont werden gegenüber der Unverfrorenheit, mit der die Gemeinschaft der Eigenen erklärt: Die Homosexualität ist die allein natürliche Veranlagung.

Solch Nonsens muß selbst diejenigen stutzig machen, die prinzipiell gegen jede gesetzliche Bevormundung zweier Menschen in rebus vitae sexualis stimmen. Und in der Tat kann diese Art von „Sittenverbesserern" und „Lebenskünstlern" bei systematischer Arbeit unserer Jugend gefährlich werden. Wenn sie, statt im engen Kreise — was ihnen niemand wehren wird — unter sich zu bleiben, wagen sollten, unsere Sitten in ihrem Geiste zu „verbessern", dann wird man im vitalen Interesse ihnen ihr mehr als gefährliches Handwerk strenger noch als bisher legen müssen.

Es hat an sich immer etwas Bedenkliches, von solcher Art Kulturträgern gelobt zu werden. Mit allgemeiner Belobigung fing's noch immer an; allmählich ließ man dann durchsickern, worauf's hinausging. Diese „Gemeinschaft der Eigenen" hat mit anerkennenswertem Geschick und starrer Beharrlichkeit vor Jahresfrist noch nachzuweisen versucht, daß (bis hinauf zu Christus) so ziemlich jeder Dichter, Herrscher und Feldherr von überragender Bedeutung homosexuell veranlagt war.

Daher heißt es: beizeiten aufs Maul schlagen, wenn in einem der letzten Flugblätter bei Besprechung des tragischen Endes des Freiherrn Josef von Fürstenberg über unseren Kronprinzen gesagt wird: „Jedenfalls ist es ein schöner und sicherer Beweis dafür, daß er den Forderungen des Naturrechts keineswegs in dem finsteren Wahn des Mittelalters gegenübersteht, daß er vielmehr volles Verständnis hat für die Bestrebungen, die einem aus Wahn und Unwissenheit geborenen Strafgesetze, wie es der § 175 ist, ein für allemal ein Ende machen wollen."

Gewiß: der Kronprinz ist damals für seinen Freund und ehemaligen Regiments-Kameraden eingetreten. Wer für diesen menschlichen Zug treuer Kameradschaft kein Empfinden hat, darin vielmehr eine Billigung der Verfehlungen des

Baron Fürstenberg oder gar ein Verständnis irgendwelcher Art für homosexuelle Veranlagung erblickt, der macht sich in der Rolle des Lebenskünstlers und Sittenverbesserers leicht lächerlich.

In unserer an Idealen armen Zeit, da uns kein Herrscher, Staatsmann oder Dichter lebt, für den sonderliche Begeisterung sich verlohnte, müssen wir ganz besonders auf der Hut sein, daß man uns nicht durch derart lügenhaften Wahnsinn auch noch die Freude an unserem Kronprinzenpaare raube, das schon heute die Herzen der Nation besitzt.

Wenn Harden in eben dieser Flugschrift bei Besprechung der Lichtenberger Tafelrunde angegriffen und von ihm gesagt wird, „Harden hat als Politiker gehandelt. Er hat auf den gröbsten Instinkt der Bestie spekuliert und die Homosexualität als rotes Tuch benutzt; die ganze politische Meute hat gekläfft. Wirksam war das Mittel, klug und schön aber war es nicht", so wird sich Harden, wenn's ihm der Mühe wert erscheint, am besten selbst verteidigen. Wenn aber diese Sittenverbesserer ihre Künste an unserem Kronprinzen zu erproben suchen, so schmettern wir ihnen — und wissen uns dabei von jeder Liebedienerei frei — ein einmütiges Paroli entgegen.

A. L.

Bücherbesprechung.

Meine Schrift „Der Volksschullehrer und die deutsche Sprache" ist gleichzeitig mit Professor Gurlitts Schrift „Schule und Gegenwartskunst" im Hilfe-Verlag erschienen.

Das wissenschaftliche Zentrum der Schrift ist das Kapitel „Das Leben der Sprache". Da ist aus eigener künstlerischer Erfahrung und unmittelbarer Beobachtung anderer — besonders auch der Kinder, in denen die Sprache ja entsteht — die Sprache als Organismus naturwissenschaftlich aufgefaßt, und so auch das an ihr, was immer noch mechanisch aufgefaßt blieb: das Leben ihrer Begriffe. Darauf ist dann unser neuer Sprachunterricht gegründet, der dem Kinde seine Sprache läßt, ohne alles grammatische Regelwerk.

Das Buch hat aber einen bestimmten sozialpolitischen Zweck und ist für die Volksschullehrer ganz speziell bestimmt. Es ist der Versuch, den Volksschullehrer gegen die gelehrte Bildung mißtrauisch zu machen, nach der er jetzt hinstrebt, und zu der man ihn selbstverständlich zulassen muß. Aber sie wird ihn verderben, wie sie ihn schon jetzt vielfach verdorben hat. Denn in ihr — ganz gleich in welchem Gegenstande — lebt alle uralte Kirchengelehrsamkeit und der ganze Aristoteles in den Methoden und Kategorien fort. Sie verhindert alle unmittelbare Beobachtung und alles unmittelbare Denken. Und gerade das braucht der Volksschullehrer. Erstens für seinen Beruf — zu dem ihm alle experimentelle Psychologie z. B. die Wege sperrt, indem sie ihn experimentieren, anstatt unmittelbar und ohne bestimmte Beobachtungsbahnen auffassen lehrt. Zweitens für die Kultur, die er zu schaffen bestimmt ist. Denn er kann uns eine deutsche bodenständige Bildung, ein jeder an seinem Platze das Seine, schaffen. Er muß gerade den Kampf gegen die Schul- und Buchgelehrsamkeit aufnehmen und aus unmittelbarer eigener Erfahrung schaffen und forschen. Das ist ja für die bildenden Künste schon viel eher zugestanden. Für die Sprache wird's erst noch einen harten Kampf geben. Denn der Volksschullehrer steckt durch Seminar-, Universitäts- und populäre Weisheiten ganz drin in der „alten Schule" überall, wo sich's um formale und methodische Erkenntnisse handelt. Er hat so furchtbar viel „Altgymnasiales" in seinen Auffassungen und praktischen Methoden, ohne daß er's ahnt. Darüber übrigens mein Kapitel „Das Altgymnasiale in der Volksschule". Sobald er freilich das überwunden hat, wird er produktiv und leistet dann Erstaunliches. Und so ist er, auch durch seine Herkunft und durch seinen Beruf, wirklich bestimmt, die deutsche Reformation als den Kampf gegen Buch- und Schulgelehrsamkeit aufzunehmen. Tut er das nicht, sondern erliegt der modern verkappten alten Gelehrsamkeit, dann ist's um ihn geschehen. Und das kann schon in wenigen Jahrzehnten soweit sein.

Für diese dringliche Lage ist meine Schrift bestimmt.

Rudolf Pannwitz.

Notiz.

Der Leiter des lyrischen Teiles, Hugo von Hofmannsthal, sieht sich angesichts der Reichlichkeit lyrischer Produktion von unzweifelhaft literarischem Niveau, wie der gegenwärtige Moment sie aufweist, vor die Wahl gestellt, entweder seinem Ressort einen bestimmten Charakter zu wahren, oder aber mit den ganz schätzenswerten, aber hinlänglich zahlreich vorhandenen Antologien an Reichhaltigkeit und Buntheit des Inhaltes zu wetteifern, und muß sich daher notgedrungen auf die Beiträge eines kleinen Kreises von Mitarbeitern beschränken. Da Herr von Hofmannsthal diesen Kreis zurzeit nicht zu erweitern gedenkt, so bitten wir die Leser des „Morgen", von weiterer Einsendung von Gedichten vorläufig abzusehen.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Artur Landsberger, Berlin W. 9, Lennéstraße 3; für Oesterreich-Ungarn: Robert Feftl, Wien I. — Verlag Marquardt & Co., Wilmersdorf-Berlin W. 50, Eislebenerstraße 14. — Expedition für Oesterreich-Ungarn bei Rafael & Wlitzek, Wien I, Graben 28. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 35, Steglitzerstraße 11.